

Daniel Röhrig

# Auf dem Zahnfleisch durch Europa

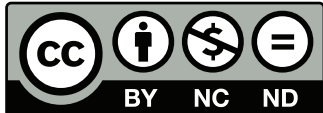
Daniel Röhrig

# **Auf dem Zahnfleisch durch Europa**

InterRail 2008

## Lizenz

Dieses Werk bzw. Inhalt ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitung 3.0 Unported Lizenz. Siehe <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>



## Kontakt

Ich freue mich über konstruktive Kritik ebenso wie über Lobhudelein. Daher hier meine E-Mail-Adresse (Was kann da schiefgehen?)  
roehrig.daniel@googlemail.com

Das ist übrigens auch meine PayPal-Adresse, an die ihr spenden könnt, falls euch mein Buch gefallen hat und ihr mich auf eine weitere Reise schicken wollt.

## Impressum

Daniel Röhrig  
November 2013  
roehrig.daniel@googlemail.com

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	7
<b>Großbritannien</b>	<b>8</b>
07. August 2008: Berlin→Luton→London . . . . .	8
08. August 2008: London . . . . .	16
09. August 2008: London→Berwick Upon Tweed . . . . .	22
10. August 2008: Berwick-upon-Tweed→Edinburgh . . . . .	25
11. August 2008: Edinburgh . . . . .	27
12. August 2008: Edinburgh→Dover . . . . .	30
<b>Frankreich</b>	<b>35</b>
13. August 2008: Dover→Calais→Paris . . . . .	35
14. August 2008: Paris . . . . .	41
15. August 2008: Paris . . . . .	46
16. August 2008: Pau→Lourdes→Argelès-Gazost→Arcizans Avant . . . . .	51
17. August 2008: Argelès-Gazost . . . . .	54
18. August 2008: Argelès-Gazost→Lourdes→Hendaye . . . . .	56
19. August 2008: Hendaye . . . . .	60
20. August 2008: Hendaye→Irun . . . . .	63
<b>Portugal</b>	<b>67</b>
21. August 2008: Irun→Lissabon . . . . .	67
22. August 2008: Lissabon . . . . .	71
23. August 2008: Lissabon→Lagos . . . . .	74
24. August 2008: Lagos . . . . .	78
<b>Spanien</b>	<b>81</b>
25. August 2008: Lagos→Sevilla→Madrid . . . . .	81
26. August 2008: Madrid→Barcelona . . . . .	86

27. August 2008: Barcelona . . . . .	89
28. August 2008: Barcelona→Madrid . . . . .	91
29. August 2008: Barcelona→Madrid . . . . .	95
30. August 2008: Madrid→Berlin . . . . .	98
<b>Anhang</b>	<b>101</b>
Goldene InterRail-Regeln . . . . .	101
Danksagung . . . . .	102

Für Kathi, meine Partnerin, Freundin und todesmutige  
Reisegefährtin. Außer bei Spinnen. Sie hasst Spinnen.

## Vorwort

Mangelnde geographische Kenntnisse und Mut zum Risiko sind die Voraussetzung für einen gelungenen InterRail-Trip. Das Glück liegt auf der Straße, so wie man selbst auch zuweilen. Besonders nachts, wenn man mal wieder im Nirgendwo gestrandet ist. Doch das macht den Reiz dieser Art des Reisens aus! Man kommt vielleicht nicht dazu, all die Sehenswürdigkeiten abzuklappen, die man bei einer geplanten Reise sehen würde. Aber ganz ehrlich, diese sind total überbewertet. Beim InterRailen geht es um das Sich-treiben-Lassen, das Einfach-mal-im-Zug-sitzen-Bleiben, das Keine-Ahnung-Haben-wo-zur-Hölle-man-gerade-steckt.

# Großbritannien

## 07. August 2008: Berlin→Luton→London

Die Sonne hielt es noch nicht für nötig, etwas Licht durch die dunklen Vorhänge zu werfen, da rissen uns bereits drei Wecker aus unseren Träumen. Zwei Stunden Schlaf. Mehr war nicht drin. Erst mussten wir packen, dann kam die Aufregung und dann kamen meine Nachbarinnen und ihre Pyjama-Party. Man muss dazu sagen, dass meine Wände Schall nicht dämmten. Im Gegenteil. Ich wusste alles über meine Nachbarinnen. Ich kannte ihren Lieblingssender, ihre ewigen Streitgespräche und ihren sagenhaft langweiligen Sex. Im Moment diskutierten sie gerade darüber, ob ihr schrilles Gekicher wohl die Nachbarn störte. Im Gegenzug fragte ich mich, wie sie es wohl finden würden, jeden Morgen um halb sechs von meinem Radiowecker und den neuesten Cricket-Ergebnissen auf BBC geweckt zu werden. Doch davon wäre auch mein Nachbar Heiko betroffen gewesen und der war nicht nur unschuldig, sondern auch brutal. Eingepackt in mehrere Schichten Notfall-Klamotten, die wir nicht mehr in die Rucksäcke stopfen konnten, machten wir uns auf den Weg zur U-Bahn. Die mit Stahldraht verstärkte Bauchtasche hätte mich schwanger wirken lassen, wenn ich nicht ohnehin schon so fett ausgesehen hätte.

Der S-Bahnhof Warschauer Straße war um diese unchristliche Uhrzeit beinahe menschenleer. Nur die üblichen Obdachlosen und Säufer trieben sich unten an den Gleisen herum. Einer ließ gerade seinen gesamten Lebensfrust an einer abfahrenden Bahn aus. Doch irgendwie schafften wir es, längst verloren geglaubte Bereiche seines Herzens zu berühren und er schenkte uns ein Lächeln. Zwar hörte er nicht auf, zu randalieren, aber seine blinde Wut wirkte auf einmal freundlicher, ja, beinahe heiter. Er brüllte uns sogar noch seine besten Wünsche für



einen glücklichen Urlaub in die Bahn, bevor er kräftig nach ihr trat. Mehr kann man sich doch gar nicht wünschen.

Die endlose Fahrzeit zum Flughafen Schönefeld nutzten wir zum Frühstück. Ein paar Hafer-Riegel aus dem Veganerladen und eine Flasche Cola-Kaffee-Mischung zum Runterspülen. Denn selbst der geübteste Öko hat einfach nicht genügend Speichel, um einen von „Janosch-seiner-Mutter-ih-Kuchen“-Hafer-Riegeln, wie wir sie liebevoll nannten, ohne Hilfsmittel herunterzuwürgen. Doch hat man den Klumpen Kleister endlich in den Magen befördert, bietet er ein lang anhaltendes Sättigungsgefühl. Nicht zuletzt, weil er nahezu unverdaulich ist.

Am Flughafen angekommen, suchten wir auf der Anzeigetafel nach dem 7:45 Flug nach London. Ohne Erfolg. Der einzige Flug nach London um diese Uhrzeit ging um 7:15, aber auch nicht wirklich, denn er war gestrichen. Eine genauere Untersuchung unserer Unterlagen ergab Folgendes: Ich bin nicht nur unfähig, rechts und links auseinander zu halten, nein, ich kann auch nicht zwischen den Öffnungszeiten des Schalters und den Check-In-Zeiten des Fluges unterscheiden, weswegen wir jetzt gute zwei Stunden zu früh dran waren. Zu müde, um mir den Hals umzudrehen, beließ Kathi es bei einem kleinen Wutausbruch und den magischen drei Worten „Ich. Hasse. Dich.“ Um die gerade gewonnene Zeit nicht zu verschwenden und um sich einige Minuten möglichst weit von mir zu entfernen, ging sie ein paar Euros in britische Pfund eintauschen. Währenddessen erkaufte ich uns mit sauteurem Kaffee zwei Schlafplätze auf den Sitzbänken des Mövenpick-Restaurants. Uns gegenüber saß ein junges Mädchen und blätterte in ihrem London-Reiseführer. Das erinnerte mich daran, dass wir von London so gut wie keine Ahnung hatten. Ich war schon einmal dort gewesen, gar keine Frage. Sogar mehrmals. Aber beim ersten Mal war es zusammen mit meiner Mutter und dem Einsetzen der Pubertät und eigentlich erinnere ich mich nur daran, dass wir uns hassten und mich ein Schwarzer in einer Spielhalle ohne ersichtlichen Grund, außer natürlich meiner Herkunft, als Nazi beschimpfte. Das zweite Mal war dann ein 1 -Tage Trip mit meinen Freunden, den ich nur durch einen dichten Nebel aus Grippe-Medikamenten wahrnahm. Und beim dritten Mal war ich ent-

weder betrunken oder zu Tode gelangweilt, häufig auch beides gleichzeitig, auf der wohl ödesten Klassenfahrt meines Lebens. In jedem Fall war mein Wissen veraltet und lückenhaft und die Lektüre des Mädchen erschien mir als genau das Richtige, um daran etwas zu ändern. Also bat ich sie freundlich darum. Es stellte sich heraus, dass sie und ihr Freund zu den Passagieren der 7:15 Maschine gehörten und jetzt ebenso wie wir auf die nächste zu warten hatten. Zusätzlich mussten sie jetzt noch uns ertragen, wir die wir mit zunehmender Müdigkeit auch immer alberner wurden. Wir kauften uns Mädchenzeitungen am Kiosk, zwangen sie zu allen möglichen Freundschafts- und Treuetests und klärten sie mit Hilfe der Doktor Sommer-Seite und detaillierten Beschreibungen aus unserem Schlafzimmer ein zweites Mal auf. Nicht, dass sie darum gebeten hätten, aber sie hatten sich eben auch nicht gründlich genug gewehrt.

Beim Check-In hatte Kathi dann die große Chance, sich für meinen kleinen Faux-Pas mit den Abflugzeiten zu revanchieren. Denn aus irgendwelchen Gründen nahm sie nicht an, dass Wasser in die Kategorie „Flüssigkeiten“ falle. Eben jene Flüssigkeiten, die man auf keinem Fall mit an Bord mitnehmen durfte. Nachdem ich also gerade wieder alle meine Habseligkeiten an mich genommen, die Schuhe zugebunden und den Gürtel festgezogen hatte, musste ich die Flasche entsorgen gehen. Und zwar in einem Mülleimer etwa sieben Meter hinter dem Check-In Schalter. Damit befand ich mich außerhalb des Kontrollbereiches und wurde zu einer möglichen Bedrohung für die Sicherheit an Bord. Meine Bitte, man möge mir doch erklären, wie man in 15 Sekunden eine Bombe am Körper verstecken sollte, wurde ignoriert. Barfuß und wütend stapfte ich neben Kathi zu unserem Flieger.

Nach einem holprigen Flug, den ich abwechselnd schlafend und im Kampf gegen die einsetzende Thrombose in meinen Beinen verbrachte, hieß uns der malerische Flughafen von Luton willkommen. Malerisch, wenn man ein Faible für Militärbasen oder Gefängnisse hat. Die einzigen Anzeichen von Menschlichkeit waren die Verbotsschilder, die zwischen den Überwachungskameras hingen. Wir mussten uns in einer Schlange anstellen, wo noch einmal unsere Papiere geprüft wurden.

Zwischen den Menschen wuselte ein kleiner Gnom herum, wahrscheinlich weiblich und gerade mal hüfthoch, der jeden Passagier mit strenger Stimme verwarnte, der es wagte, sein Handy einzuschalten. Doch kaum hatten wir diese wenig herzliche Begrüßungsprozedur überstanden, offenbarte sich uns ein völlig anderes England. Ein England der freundlichen Engländer, denen es wahrlich ein Vergnügen war, einem mit der größtmöglichen Höflichkeit jede Frage zu beantworten und denen man tatsächlich glauben mochte, dass es ihnen Leid tat, wenn sie einmal nicht helfen konnten. Ich war so begeistert, dass ich begann, wahllos Leute nach dem Weg irgendwohin zu fragen, nur um mit ihnen reden zu können. Der Wahrheitsgehalt ihrer Angaben interessierte mich nicht. Ich wollte nur ihren Stimmen lauschen. Irgendwann wurde es dann Kathi zu viel und sie zerrte mich zurück in das grelle Licht der Realität. Wir hatten zwei Probleme: Wir brauchten etwas zu essen und wir mussten hier weg. Bestimmt war Luton viel reizvoller, als der Flughafen vermuten ließ. Es gab eine gute Universität, die „University of Bedfordshire“ und einmal jährlich im Mai sollte hier sogar der größte Jahrmarkts Großbritanniens stattfinden. Es war aber leider August und wir wollten schnellstmöglich weg. Doch wohin? London ist groß und wir hatten noch immer keine Ahnung, wo wir die Nacht verbringen sollten. Romantische Abenteuerlust sowie Faul- und Dummheit hatten mich von jeder Form von Vorbereitung abgehalten. Ich wollte mich auf mein Glück und die Hilfsbereitschaft der Angelsachsen verlassen. Als ich nach einer halben Stunde, in der ich äußerst höfliche, aber völlig nutzlose, wenn nicht gar falsche, Informationen erhalten hatte, endlich einsah, dass ich damit nicht allzu weit kommen würde, versuchten wir es mit dem Internet. Und siehe da: Irgendwo weit außerhalb Londons, in der Nähe der Metro-Station Walthamstow, sollte es einen Campingplatz namens „Lee Valley“ geben, der eventuell noch Platz für uns hätte.

Der kostenlose Shuttlebus brachte uns vom Flughafen direkt zum Bahnhof, wo wir in den schlappen-£19-pro-Person-Zug umstiegen. Neben uns im Wagen saß ein Mensch, der dem von mir ohnehin verkärten Begriff „Engländer“ neues Leben einhauchte: Lederne

Aktentasche, Hut, Leinen-Sakko und Koteletten, als käme er geradewegs aus einem Monty-Python Sketch. Natürlich war auch er hilfsbereit und freundlich und erklärte uns mit sanfter Stimme unsere Reiseroute. Wir mussten bis Kings-Cross fahren, von dort aus mit der Metro weiter nach Walthamstow und dann wahrscheinlich mit dem Bus in die Pampa zu unserem Campingplatz. Wäre es auf seinem Weg gewesen, so hätte er uns bestimmt auf seinem Rücken dorthin getragen. So konnte er uns nur sein tiefstes Bedauern ausdrücken und uns zum Abschied noch einen wundervollen Aufenthalt in seinem bescheidenen Land wünschen.

Kings Cross ist die wohl hektischste Metro-Station Londons. An keiner anderen kreuzen sich so viele Linien wie hier. Dazu kommt noch der Nah- und Fernverkehr und die Horde Harry Potter-Fans, die sich vor Bahnsteig 9 fotografieren lassen wollen. Darüber hinaus ist es ein wirklich beeindruckendes Gebäude mit guten Shoppingmöglichkeiten. Wir nutzten die Gelegenheit für den allerersten Besuch bei unseren neuen Freunden Marks & Spencer. Marks & Spencer ist eine weltberühmte Supermarktkette mit Filialen in über 30 Ländern, zum Beispiel in Litauen, Katar und Süd-Korea. Aber nicht in Deutschland. Daher konnte ich es gar nicht abwarten, mich durchs Sortiment zu wühlen. Vielleicht bin ich da der Einzige, aber beim Betreten eines unbekanntes Supermarkts erlebe ich das gleiche Glücksgefühl wie als Kind im Spielzeugladen. Wir erstanden eine Handvoll Notnahrung und setzten uns in die Victoria Line nach Walthamstow. Dort angekommen, erkundigten wir uns bei einem Schaffner nach dem Weg zum Campingplatz. Entgegen meiner Erwartung schien es diesen Campingplatz wirklich zu geben, denn der Schaffner setzte uns in einen schönen, roten Doppeldecker-Bus und schickte uns mit seinen besten Wünschen ins Nirgendwo. Die Fahrt dauerte eine Ewigkeit. Nachdem wir uns durch endlose Wohnsiedlungen gequält hatten, den Blick besorgt aus dem Fenster gerichtet, sahen wir den Campingplatz gerade noch rechtzeitig, um den Bus zum Stehen zu bringen. Am Empfang begegnete uns ein älteres Ehepaar, welches den Platz leitete und eigens dafür den grimmigen Hausmeisterblick einstudiert hatte. Ob wir denn reser-

viert hätten, wollten sie wissen. Selbstverständlich nicht! Wir wussten ja nicht einmal, wo wir uns befanden. Wie hätten wir es denn vor Wochen wissen sollen, als eine Reservierung sinnvoll gewesen wäre? Der Blick des Ehepaars verfinsterte sich weiter. In dem Falle sehe es schlecht für uns aus, denn der Platz sei im Grunde restlos ausgebucht. Es gäbe kaum noch Platz zum Laufen. Ich erklärte ihnen freundlich, dass wir doch nur ein klitzekleines Zelt hätten und dafür sei doch immer irgendwo Platz. Wir würden auch gleich bezahlen. Widerwillig beschlossen sie, uns, wenn wir uns ganz klein machten, aufzunehmen, und wiesen uns an, einem Mann im Jeep zu unserem Platz zu folgen. Das war der Moment, in dem der Regen einsetzte.

Sagte ich „Regen“? „Regen“ trifft es nicht einmal annähernd. „Wolkenbruch“, „Sintflut“, „Apokalypse“, das sind die richtigen Begriffe für das, was da auf uns hinunter kam. Eben schien noch die Sonne und just in dem Moment, als wir begannen, dem Wagen hinterher zu dackeln, fiel uns der Himmel auf den Kopf. Dem Mann im Wagen war das völlig egal. Er saß ja im Trockenen. Er fuhr weiter in Schrittgeschwindigkeit über den absolut so-was-von leeren Campingplatz, der sich unter unseren Füßen immer schneller in einen Sumpf verwandelte. Kaum hatten wir unser Zelt in Rekordzeit aufgebaut und unsere inzwischen klatschnasse Habe ins Innere verfrachtet, klarte es schlagartig auf. Wir nahmen dies als ein Zeichen. Zwar wussten wir nicht wofür, aber es würde uns sicher einfallen, wenn wir nur für eine halbe Stunde die Augen zumachten.

Mehr Ruhe war auch nicht drin. Wir hatten noch immer nichts von London gesehen, das Essen von Marks & Spencer war längst verdaut und es fehlte Gas für den Campingkocher. Das hatten wir nämlich auch nicht mit ins Flugzeug nehmen dürfen. Eine Regel, die ich durchaus akzeptieren kann. Ich fliege ohnehin nicht gerne und finde es beruhigend, dass keine unter Druck stehenden Behälter mit hoch entflammbareren Inhalt ungesichert im Gepäckraum umher purzeln. Außerdem hatten wir uns ja extra im Campingladen erkundigt, ob wir auch wirklich überall in Europa die richtigen Gasflaschen kaufen können. Das sei gar kein Problem, wurde uns gesagt, es gäbe ohnehin nur drei Systeme, wovon

zwei mit unserem Campingkocher funktionierten und eines so veraltet sei, dass wir es in Westeuropa kaum mehr antreffen würden. Der kleine Shop im Campingplatz hatte genau diese. Ausschließlich diese. Also nahmen wir den Bus nach Walthamstow, wo wir uns in einem kleinen Supermarkt mit dem Allernötigsten wie Instant-Haferbrei, hier Porridge genannt, und Sojamilch eindeckten. Um anschließend 100 Meter entfernt ein riesiges Shoppingcenter mit ebenfalls riesigem Supermarkt zu entdecken. Schnell ließen wir uns ein paar Notlügen einfallen, die einen weiteren Einkauf rechtfertigten, und füllten erneut unseren Einkaufswagen. Sicher, jetzt nicht nur das Allernötigste, sondern auch das etwas weniger Nötige, das völlig Überflüssige und das absolut Unbrauchbare eingekauft zu haben, hüpften wir, so gut es die schweren Einkaufstaschen zuließen, fröhlich aus dem Supermarkt und direkt vor das Schaufenster eines Bio-Ladens. Neugier tötet die dumme Katze oder zwingt sie zumindest, vegane Pork Pies zu probieren. Pork Pies sind kleine Kuchen aus Blätterteig, der mit Schweinehack und einem Gelee aus gekochten Schweineresten (Ohren, Schnauze, Haut) gefüllt werden. Das Ganze isst man dann kalt. Eine weitere kulinarische Errungenschaft aus England, dem Land der tausend Genüsse. Das einzig Vegane daran wäre wohl das Mehl im Blätterteig. Eine wahre Herausforderung für den Hersteller. Ob er sie gemeistert hat, kann ich nicht sagen; ich fand sie scheußlich, aber vielleicht musste das ja so sein.

Walthamstow gilt als eine der besseren Wohngegenden im Großbereich London. Wenn das wahr ist, spricht dies Bände über den Zustand der übrigen Wohngebiete. Die Walthamstow's High Street bestand zum größten Teil aus asiatischen Elektro-Ramschläden und One-Pound-Shops, in denen dicke Mütter ihren dicken Kindern dick machendes Essen kauften. Achtlos weggeworfener Müll lag auf der grauen Straße. Vom berühmten Walthamstow Market haben wir nicht mehr viel mitbekommen, aber es schien sich dabei hauptsächlich um Handyschalen und Feuerzeuge zu drehen. Es war deprimierend. Immerhin, zwischen all den Billigmärkten befanden sich vereinzelt äußerst exklusive Juweliers, in denen Menschen in sehr teuren Klamotten sehr teuren Schmuck erwarben. Leider verkauften weder die Billigmärkte noch die

Juweliere noch irgendein anderer Laden in dieser über einen Kilometer langen Einkaufsmeile Butangas in einen der beiden von unserem Campingkocher unterstützten Behältern. Wir beschlossen, uns in die Metro zu setzen und unser Glück am Oxford Circus zu versuchen.

Zwei Stunden lang rannten wir von Geschäft zu Geschäft. Ohne Erfolg. Inzwischen machte sich die mangelnde Körperhygiene der letzten 18 Stunden schmerzhaft bemerkbar. Meine Hose scheuerte zwischen meinen Beinen und der Schweiß riss mir dabei die Haut auf. Ich konnte kaum noch laufen. Zum Glück erlöste uns der Wachmann eines Kaufhauses, in dem ich auf die Toilette gegangen war, um meine Wunden zu betrachten, und zeigte uns dem Weg zum nächsten Campingladen. Dort bekamen wir nicht nur unsere Gasflasche, nein, wir wurden auch noch im besten Deutsch bedient. Dafür, dass die Engländer uns traditionsgemäß eigentlich hassen sollten, waren sie bis jetzt äußerst zuvorkommend. Ein letztes Mal für diesen Tag, es war ja auch schon fast Ladenschluss, fielen wir in unseren Supermarkt ein und begingen damit die Todsünde des hungrigen Einkaufens. Vor unserem Zelt machten wir es uns im Kreis unserer Liebsten (Spinnen, Ameisen und Ohrenkneifer) gemütlich und ruinierten unsere Bratpfanne. Alle zwei Minuten heulte irgendwo in Walthamstow eine Polizeisirene auf. Es roch verdächtig nach Regen.

## 08. August 2008: London

„Und sie erwachten zu herrlichem Sonnenschein“ - So war es zumindest geplant. Der Himmel hatte jedoch in etwa die Farbe unseres Frühstücks: Porridge. Ich konnte einfach nicht in England sein, ohne Orangenmarmelade und Haferbrei zum Frühstück zu haben. Für mich war das der Inbegriff englischer Frühstückskultur. Leider war unser Campingkocher zwar ein Kraftpaket, das zwei Liter Wasser binnen zweier Wimpernschläge verdampfen lassen konnte, jedoch konzentrierte er seine gesamte Energie auf eine etwa 50 Cent große Stelle: Die Mitte der Pfanne glühte, während der Rand kalt blieb. Somit war unser Porridge sowohl verbrannt als auch kalt.

Die sanitären Einrichtungen des Campingplatzes machten den Tag auch nicht besser. Sie ließen, vorsichtig formuliert, ziemlich zu wünschen übrig. Es sei denn, man war eine Spinne. In diesem Fall war man wunschlos glücklich, gut genährt, mit glänzendem Haar und vielen Kindern. Mir wurde gesagt, der „Ladies“-Bereich sei weniger schlimm gewesen, da Frauen anscheinend einen Zusammenhang zwischen geöffneter Tür und Spinnenplage hergestellt hatten und diese daraufhin geschlossen hielten. Die Jungs hingegen sahen das Ganze locker und schnippsten sich die Spinnen über die Kabinen gegenseitig zu.

Die Ziele des heutigen Tages lauteten Soho, Hyde Park und Tower of London. Alles andere wollten wir dem Zufall überlassen. Wir hatten uns bereits am Vortag Tagestickets für die Metro in einem Schreibwarenladen in der Oxford Street gekauft, von denen wir einfach hofften, dass sie gültig waren. Sicher waren wir nicht. Der freundliche Inder, der uns die Tickets verkauft hatte, erklärte uns das Ganze folgendermaßen: „Die Tickets sind gültig ab 9:30 in der Metro. In den Bussen schon vorher. Und auch nachher. Ihr braucht Tickets für die Zone drei. Es gibt aber keine Zone drei. Nur die Zonen 2 und 4. Hey, guckt mich nicht so an! Ich habe mir das System nicht ausgedacht!“ Wir verließen uns auf sein Wort und nahmen den Bus um kurz nach acht nach Walthamstow. Dort erstanden wir im One-Pound-Land einen Schrittzähler und ein Schiffe-Versenken-Spiel, mit dessen Aufbau wir uns die langwei-



ligen Metro-Fahrten vertrieben. Für ein Pfund konnte man wirklich nicht erwarten, dass die Schiffe und Markierungen bereits aus ihren Plastikgestell gestanzt waren! Mit blutenden Fingern kamen wir beim Tower of London an. Eine Erfahrung, die uns ganz und gar unbeeindruckt ließ. Um ehrlich zu sein, im Moment des Schreibens erinnere ich mich nur noch vage daran, dass ich einen langweiligen Klotz gesehen habe, der von unzähligen Touristen fotografiert wurde. Ich weiß auch noch, dass ich es nicht einsehen wollte, mich an das Ende einer ewig langen Schlange zu stellen, nur um ein Verlies, wahrscheinlich falsche Kronjuwelen und ein paar Raben zu sehen. Außerdem hätte der horrende Eintrittspreis unseren Hungertod bedeutet. Wir zogen lieber weiter zur Tower Bridge. Schon etwas besser, aber immer noch nicht überwältigend. Dazu kam, dass es allmählich kalt wurde. Der leichte Nieselregen, der uns seit dem Morgen begleitete, wurde immer unangenehmer, so dass wir unsere Regenjacken anziehen mussten. Eingepackt in leuchtend roten Goretex, liefen wir zur London Bridge. Sehr funktional, sehr schlicht, sehr öde.

Wir erklärten den historischen Teil unserer Sightseeing Tour für beendet und machten uns wieder auf den Weg zum Oxford Circus, um von dort aus weiter nach Soho zu fahren. Doch vorher musste Kathi unbedingt noch einmal in den Campingladen, in dem wir am vorherigen Tag unser Camping-Gas gekauft hatten. Kathi hatte nämlich ihre große Liebe zu High-Tech-Fleece-Pullovern entdeckt und der Campingladen hatte gerade eine „Zwei zum Preis von einem“-Aktion. Ich kann ihre Leidenschaft voll und ganz verstehen. Diese Pullover wiegen nichts, halten warm, trocknen in Rekordzeit und sind dazu noch sagenhaft flauschig. Darüber hinaus sind sie 100% synthetisch und daher vollkommen vegan. Allerdings sind sie deshalb auch unzerstörbar, weswegen noch Generationen nach uns Flausch-Pullis auf irgendwelchen Müllhalden finden werden. Zum Glück halten sie dann aber auch immer noch warm und das kann in so einem nuklearen Winter bestimmt nicht schaden. Da wir ohnehin noch einen Ersatz für die kürzlich verglühte Pfanne benötigten, machte es mir anfangs auch nichts aus, auf Madame zu warten. Das galt zumindest für die erste halbe Stunde.

Als ich jedoch merkte, dass sich keine Entscheidung für den zweiten Pullover abzeichnete und ich mich nicht den Rest des Tages mit Multifunktionsstaschenmessern beschäftigen konnte, zog ich sie trotz ihrer empörenden Schreie und Tritte aus dem Laden und auf nach Soho. Einst ein Ort, in dem sich Prostituierte und besoffene Literaten die Klinke in die Hand gaben – meist die einer Kneipe oder eines Bordells –, hat sich Soho inzwischen zu einem angesagten Touristen-Treff entwickelt. Die Kneipen gibt es immer noch, doch das Rotlichtgewerbe ist Designer-, Platten und Comicläden gewichen. Es ist ein wenig wie Berlin-Mitte und ungefähr genauso unspektakulär. Also fuhren wir erneut zurück zum Campingladen, wo wir nicht nur mit unseren Namen, sondern auch in unserer Muttersprache begrüßt wurden, was mir dann doch etwas unangenehm wurde. Nach langem Hin und Her konnten wir den zweiten Pullover durch eine Hose ersetzen und uns endlich auf den Weg zum Picadilly Circus machen. Doch vorher ist es Zeit für eine kleine Rückblende: Vor acht Jahren befand ich mich auf der Zielgerade zum Abitur. Um uns noch schnell etwas wie Klassengeist und angenehme Erinnerungen an die Schulzeit aufzuzwingen, sollte es eine Abschlussfahrt mit den klassenbildenden Leistungskursen geben. Das Reiseziel wurde von den Lehrern bestimmt und sollte mit dem Unterrichtsfach zu tun haben. Der andere Englisch-Leistungskurs fuhr für 10 Tage nach Malta, sonnte sich am Pool, vergnügte sich am Strand und feierte wüste Parties auf den Balkonen ihrer Ferienapartments. Mein Englisch-Leistungskurs fuhr nach Canterbury. Genauer gesagt, in eine Kaserne, etwa eine Stunde Fußmarsch von Canterbury entfernt. Eine Kaserne, die zwar gelegentlich keinen Strom hatte, dafür aber ausschließlich kochend heißes Wasser, auch und gerade in der Dusche. Ich möchte an dieser Stelle nicht weiter auf diesem dunklen Fleck meiner Vergangenheit herumreiten. Sagen wir einfach, ich war am Ende der zehn Tage ein trinkfester und geübter Kammerjäger und hatte mich das erste Mal mit einem Reisebus in eine Leitplanke gewickelt. An einem dieser Tage, nach dem obligatorischen Besuch einer gotischen Kirche und vor dem Buddy Holly Musical, lief ich mit meinem Klassenkameraden Ludwig durch das verregnete London. Wir waren nass, die Bio-Hanf-Sandwichs aus dem Bioladen klickten nicht wie erhofft

und wir hatten keine Ambitionen, unsere Klasse wieder zu finden, um eine weitere pädagogisch wertvolle Unternehmung zu machen. Der Regen trieb uns von einem überdachten Ort zum nächsten und so auch in das British Museum und die National Gallery. Es waren die besten nüchternen Stunden des gesamten Aufenthalts. Wir wurden erschlagen von der gewaltigen Architektur und der Fülle an Ausstellungsstücken. Es war ruhig, leer, groß und das Beste war: Es war umsonst!

Die Erinnerung an diesen Tag ist bis heute nicht verblasst; leider gilt das nicht für die Namen und Orte, an denen sich das alles tatsächlich zugetragen hat. So war ich fest davon überzeugt, das British Museum sei am Picadilly Circus. Was ich eigentlich meinte, war die National Gallery. Keine der beiden befinden sich allerdings am Picadilly Circus. Das musste ich, dort angekommen, auch einsehen. Der Bus trug uns im Schrittempo durch die Menschenmengen zum Trafalgar Square, wo wir pünktlich zur Schließung der National Gallery ankamen. Die Ausstellungen der National Gallery umfassen über 2.300 Bilder vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Das mag im Vergleich zu anderen Nationalgalerien vielleicht nicht viel zu sein, doch es ist genug, um sich dort den ganzen Tag zu beschäftigen. Uns blieben noch knapp 15 Minuten, die wir mit der Suche nach einer Darstellung eines beschnittenen Baby-Jesus verbrachten. Es gab keine. Anscheinend wurden alle Bilder vor seinem achten Lebenstag gemalt. Auf dem Trafalgar Square war eine riesige Leinwand aufgebaut, auf der gerade die Eröffnungszeremonie der Olympischen Spiele von 2008 in Peking gezeigt wurde. Beeindruckend. Kitschig und beängstigend, aber beeindruckend. Nachdem wir uns an der süßlichen Darstellung einer friedlichen, weil gleichgeschalteten, Welt den Magen verdorben hatten, liefen wir entlang der Prachtstraße „The Mall“ in Richtung Buckingham Palace. Zu diversen Anlässen verwandelt sich „The Mall“ in ein Meer aus Menschen und Farben. Unser Besuch war kein solcher Anlass und so erschien uns die Prachtstraße nur als ein gewöhnlicher, etwas zu breit geratener Weg zum Buckingham Palace. Deswegen spazierten wir lieber durch die kleinen Seitengassen am Wasser entlang. Dort stand ein älterer Gentleman mit einer Taube auf der linken Hand. Ein Eichhörnchen saß auf

der anderen und knabberte friedlich an einer Nuss. Anschließend lief es sein Bein hinunter und verschwand im Gebüsch. Ich konnte nicht so recht glauben, dass ich das gerade gesehen hatte und fragte den alten Mann, wie zur Hölle er das gemacht hat. Doch dieser gab mir, anstatt zu antworten, einfach eine Nuss in die Hand und erklärte mir, ich müsste den Arm ausstrecken und kurz ruhig stehen bleiben. 5 Sekunden später hatte ich ein Eichhörnchen in meiner Hand. Es existiert kein Beweisfoto, denn meine Fotografin Kathi war ebenso überrascht wie ich. Jetzt war unsere Neugier geweckt. Kathi hatte ohnehin gerade mit einer ungeschickten Bewegung, gemischte Nüsse und Kerne im Werte von £2,50, die eigentlich als Notproviant für die nächsten Tage gedacht waren, über den dreckigen Boden verstreut und somit Versuchsmaterial generiert. Wir hockten uns ruhig hin und starteten unsere Versuchsreihe. Das Ergebnis: Die Eichhörnchen waren nicht nur an Fütterung gewöhnt, sie waren ihrer längst überdrüssig. Gelangweilt näherten sie sich einer der ausgestreckten Hände, durchwühlten sie auf der Suche nach der Nuss, die ihnen am meisten zusagte, und machten sich dann auf die Suche nach einem freiem Stück Rasen, um sie zu vergraben. Da das aber alle machten, sah man immer wieder entnervte Eichhörnchen, die alle 5cm ein neues Loch gruben, dort eine Nuss fanden und, so meine ich erkannt zu haben, zu weinen anfangen.

Wir beschlossen, das Experiment zu beenden und weiter zum Buckingham Palace zu laufen. Während sich auf der anderen Seite des Parks die Tiere gegenseitig auf die Pfoten latschten, war diese Seite, wie von einer unsichtbaren Mauer abgeriegelt, fast völlig tierleer. Nur eine einzige Taube und ein Eichhörnchen liefen umher. Das Eichhörnchen war dünner als seine Artgenossen, hektischer und ängstlicher. Mit hungrigen Augen starrte es auf unsere restlichen Nüsse, traute sich aber nicht, sich uns zu nähern. Es erschien uns, als sei diese Seite des Parks eine Art verbotene Zone für die Ausgestoßenen unter den Tieren. Vielleicht hatte sich dieses Eichhörnchen etwas zuschulden kommen lassen und musste nun ein tristes Dasein außerhalb des Garten Eden fristen. Da mich die Gesetze der Tiere nichts angingen, erbarmte ich mich und streckte ihm meine Hand entgegen, mit einer einzelnen Haselnuss zwi-

schen Daumen und Zeigefinger. Die Angst war groß. Der Hunger auch. Nach endlosen Täuschungsmanövern nahm es seinen ganzen Mut zusammen, rannte auf meine Hand zu, griff nach der Nuss und biss mir herzhaft in den Finger. Mein Verhältnis zu Eichhörnchen war ohnehin ein wenig angespannt, seitdem ich erfahren hatte, dass sie sich gern mal ein lebendiges Vogelbaby zum Abendbrot genehmigen, und diese Aktion machte es nicht gerade besser. Ich schrie auf und saugte an meinem blutenden Finger. Kathi, ganz die Frau, die ich kenne, konnte nicht glauben, dass ich nicht einmal in der Lage war, ein Eichhörnchen zu füttern und versuchte es selbst. Und wurde gebissen. Wir beschlossen, das Eichhörnchen besser nur aus der Ferne zu füttern und zielten mit den Nüssen genau zwischen seine Augen. Dann versuchten wir unser Glück bei der Taube, aber das Eichhörnchen verdrosch die Taube im Ninja-Style, als es sich dem Futter näherte. Eichhörnchen sind Drecksäcke! Auf die ersten Symptome von Tollwut wartend, machten wir uns mit dem Bus auf in Richtung Zeltplatz, der gefüllt war mit schwarzen, lauten Jugendlichen, die auf ihre Mütter schworen. Selten fielen zwei Menschen so tot auf eine Luftmatratze.

## 09. August 2008: London→Berwick Upon Tweed

Warum fühlen sich Rucksäcke am dritten Tag immer so verdammt viel schwerer an als am ersten? Trotz eines Aufbau-Kraft-Frühstücks, bestehend aus Oatmeal und Weizentoast mit veganem Cheddar und Scampis sowie eines „Holla-die-Waldfee-weckt-die-Toten“-Energy-Drinks, bekamen wir sie kaum auf unsere Rücken geschnallt. Aber dies war nicht die Zeit zum Jammern. Unser Abenteuer hatte gerade erst begonnen, denn dies war der erste Tag, an dem wir unsere InterRail-Tickets benutzen würden. Wohin, wussten wir noch nicht, aber das spielte ja auch keine Rolle, richtig? Einen kalten Nieselregen wie hier würden wir überall finden. Beim Auschecken fragte ich noch schnell nach, wie viele Todesfälle es in den letzten Jahren wegen durch Eichhörnchenbisse übertragene Tollwut gegeben hatte und wurde herzlich ausgelacht. Zuerst nur wegen der Frage, dann, weil ich mich von einem Eichhörnchen hatte beißen lassen, dann, weil wir beide uns von einem Eichhörnchen hatten beißen lassen. Unter Tränen erklärten sie mir, dass es in England in den letzten 60 Jahren keine Todesfälle mehr wegen Tollwut gegeben hat und dass ich, wenn ich jetzt noch nichts merken würde, mir wahrscheinlich eine andere Ursache für mein Ableben suchen müsste. Nun, das ist zwar, wie ich inzwischen weiß, so nicht richtig, aber damals beruhigte es mich. Die Fahrt zur Walthamstow-Station kostete uns 4£. Von dort nahmen wir den National Express zur Liverpool Station. Unsere erste Fahrt mit dem InterRail-Ticket! Was uns nichts nutzte, denn von der Liverpool Station kamen wir nur nach Sheepfuckingston, aber sonst nirgendwo hin. Weitere 4£ (diesmal pro Person) später befanden wir uns wieder am Kings-Cross. Ein teurer Umweg? Ich nenne es eine ungeplante Sightseeing-Bus-Tour! Dort entschieden wir uns, England zu verlassen und direkt nach Edinburgh zu fahren. Der Zug war brechend voll, weswegen wir es uns vor den Toiletten gemütlich machten und Pokémon auf dem Gameboy zockten. Dadurch bekamen wir zwar nicht viel von der atemberaubenden Schönheit der englischen Landschaft mit, hatten aber drei sehr kurzweilige Stunden. Als wir dann doch

in unseren Augenwickeln überraschend das Meer aufblitzen sahen, verschoben wir unsere Edinburgh-Pläne und folgten dem Beispiel der beiden Schweizer, mit denen wir uns kurz unterhalten hatten, und stiegen am nächsten Bahnhof aus.

Willkommen in Berwick-Upon-Tweed. So reizend dieses Städtchen am Meer auch war, es hatte einen eklatanten Mangel: Kein Campingplatz. Nur ein Caravan-Park, eine Art nobler Wohnmobil-Abstellplatz, etwas außerhalb. Die Schweizer nahmen sich lieber ein kleines Zimmer in einer Herberge und ließen uns wieder allein auf unserer Odyssee. Mit der vagen Beschreibung eines Taxifahrers und schmerzenden Hüften machten wir uns auf den Weg. Wir liefen über eine ewig lange Brücke und bewunderten die herrliche Aussicht, kamen an einem verwilderten Park vorbei und schließlich, weil es als öffentlicher Fußweg und Abkürzung ausgeschildert war, stiefelten wir durch ein riesiges Getreidefeld. An dessen Ende erwartete uns leider nicht der Caravan Park, sondern nur eine Straße, die auf der einen Seite zu einem verlassenem See und auf der anderen Seite ins Nichts führte. Da standen wir nun im Sonnenuntergang, keine Menschenseele in Sicht, und betrachteten kritisch unsere Lage. Zum Glück kam just in diesem Moment eine Polizeistreife vorbei. Wahrscheinlich, weil jemand zwei Touristen mit riesigen Rucksäcken in einem Feld verschwinden sah und zu Recht der Meinung war, die beiden würden sich am anderen Ende bestimmt über etwas Beistand freuen. Am Steuer saßen ein Polizist und seine Kollegin, anscheinend auf dem Weg in den Feierabend. Zumindest er sah so aus, als wollte er sich nicht mit uns Deppen aufhalten. Auf jedem Fall aber wollte er uns nicht in seinem Auto haben und ließ uns nach einer kurzen Wegbeschreibung auf dem Feldweg zurück. Doch schon nach wenigen Metern plagten ihn entweder sein Gewissen oder aber seine Kollegin, denn er hielt und bot uns zähneknirschend an, uns zum Caravanplatz zu fahren. Und so kam es, dass unter den ungläubigen Augen der gut betuchten Wohnmobilbesitzer zwei verdreckte Backpacker von der Polizei abgesetzt wurden. Inzwischen war es richtig dunkel geworden und Regen hatte eingesetzt. Auf unser Klopfen und Klingeln an der Rezeption kam keine Reaktion. Einen Plan B hatten wir nicht,

außer auf den Stufen des Restaurants auszuharren, bis der Morgen kam. Irgendwann, kurz nachdem wir die Hoffnung auf eine halbwegs trockene Nacht aufgegeben hatten, kam endlich ein freundliches Paar zur Rezeption, entschuldigte sich vielmals, dass wir so lange warten mussten und erklärte uns dann im gleichen Atemzug, der Park sei restlos ausgebucht. (Natürlich.) Doch wenn es uns nicht ausmache, nicht auf einem offiziellen Platz zu zelten, sondern unter einem Baum zwischen Bungalow-Ausstellungsstücken, dann könne man da bestimmt was machen. Zu dem Zeitpunkt hätten wir unser Zelt auch direkt an der örtlichen Klärgrube aufgestellt, obwohl mir der Platz „under a tree“, wie es auf unserer Rechnung stand, angesichts des aufkommenden Gewitters überhaupt nicht behagte. Nachdem wir unser Zelt auf dem aufgeweichten Rasen aufgestellt hatten, setzten wir uns in die Bar, schauten dicken Engländern zu, die sich an Karaoke versuchten und Chipstüten gleich im Dutzend zu ihren Tischen brachten. Unser Auftritt mit der Polizei hatte uns ein wenig Berühmtheit eingebracht, die wir bei eindeutig zu wenig Whiskey mit unseren Tischnachbarn feierten. Im Nebenzimmer wummerte noch 90er-Jahre-Techno, als wir uns endlich schlafen legten.



## 10. August 2008: Berwick-upon-Tweed → Edinburgh

Es gibt Tage der Freude, Tage des Glücks, Tage, an denen man den Mächten des Universums für die eigene Existenz Dankeshymnen singt. Heute war keiner davon. Nach einer Nacht der Nässe, des Hustens und der Angst vor Tod durch Blitzschlag, waren wir schon um halb sechs wieder auf den Beinen. Auf den nassen Beinen, übrigens, denn unser Zelt war am Fußende nicht dicht. Ein feuchtes Zelt im Nieselregen beim Morgengrauen zusammenzulegen liegt auf der Amüsierskala irgendwo zwischen Dia-Abend mit Langweilern und Totschlag (mit stumpfem Gegenstand). Gut, der Rückweg war wie auch schon der Hinweg traumhaft schön. Und auch um einiges kürzer, denn der „Public Path“ durchs Feld, den wir auf dem Hinweg gegangen waren, entpuppte sich als mörderischer Umweg. Kathi hustete, meine Achilles-Sehne schmerzte und schlecht war uns beiden. Auf der Stadtmauer improvisierten wir ein schnelles und ungewohnt süßes Frühstück, denn uns war der Zucker in den Rucksack und über die Lebensmittel gelaufen. Ein weiterer Weg wie aus einem Gemälde des viel zu früh verstorbenen Bob Ross brachte uns direkt zum Bahnhof. Stolz schauten wir zur Uhr: Gerade mal halb zehn. Wir ausgefuchsten Frühaufsteher, wir! Der erste Zug kam allerdings erst um elf. Wenn Du allein am Bahnhof bist und niemand dein Jammern hört, macht es dann ein Geräusch? Ja, nur interessiert es niemanden! Und da es gerade mal nicht regnete, legten wir uns zum Trocknen auf eine Bank und noch vor dem Eintreffen des Zuges erreichte mein Wasser-Pokémon das 14. Level.

Edinburgh riecht nach Hundefutter. So viel zur Bedeutung eines guten ersten Eindrucks. Der zweite war, dass Edinburgh durchaus sehr hübsch sein könnte, wenn man es nur schaffte, über die Touristen hinwegzusehen. Wofür man mindestens 5 Meter lang sein sollte. Und blind. Denn wie der Zufall so will, erreichten wir die Hauptstadt Schottlands just zu Beginn der berühmten Frings-Festspiele, welche die Straßen in eine Mischung aus Comedy-Club und Variété-Theater verwandelten. Die schäbigsten Herbergen begannen preislich daher auch bei 40£. Zum Glück fanden wir einen kleinen, süßen Caravan-

Park, der auch eine Wiese für Zelte hatte. Dass diese Wiese gut 10 Zentimeter unter Wasser stand, wurde dadurch ausgeglichen, dass viele kleine, süße Häschen zwischen den Zelten umher hoppelten. (Oder schwammen). Außerdem waren die „Ladys“ an der Rezeption ausgesprochen freundlich. Wir verankerten unser Zelt im Schlamm, damit die Flut es nicht wegtragen konnte, und versuchten, es mit unseren Rettungsfolien aus Aluminium von unten her ein wenig abzudichten. Danach machten wir uns auf in die Stadt.

Die ewige Nässe und Kälte des britischen Sommers forderte ihren Tribut. Unsere Stimmung als gereizt zu bezeichnen, wäre ein starker Euphemismus. Die Burg war geschlossen, wir verloren immer wieder die Orientierung und als dann noch das Internetcafé weder einen Kartenleser noch – bei 104 PC-Arbeitsplätzen – mehr als eine Toilette hatte, fühlte ich mich imstande, jemanden umzubringen. Kathi verließ geistesgegenwärtig für eine halbe Stunde meinen direkten Aktionsradius. Wie ich später erfuhr, trieb sie sich, während ich versuchte die drohende Kernschmelze meiner Gemütslage abzuwenden, in Bars wie „The Dirty Dicks“ und „Bad Ass“ herum. Was sie dort genau machte, bleibt wohl für immer ihr Geheimnis. Trotzdem wurde die Situation danach langsam besser. Ja, wir konnten Edinburgh sogar die eine oder andere schöne Seite abgewinnen. Zum Beispiel die zahlreichen, direkt aneinander grenzenden Campingbedarfsläden, die mit High-Tech-Flauschpullis im Sonderangebot warben. Sechs an der Zahl. Kathi trug es mit Fassung, doch ich glaube, in ihr starb etwas. Den Abend verbrachten wir mit dem ehrgeizigen Versuch, ein veganes Pad Thai, eine asiatisch-amerikanische Nudelpfanne, mit Campinggeschirr, Taschenmesser und Gaskocher zuzubereiten. Allerdings beeindruckten wir damit unsere Tischnachbarn mit ihren Tütennudeln viel mehr als unsere Geschmacksnerven. Und so endete unser erster Tag in Edinburgh unter einem überdachten Tisch und mit fadem Essen, immerhin in der Gesellschaft einer niedlichen Nacktschnecke, die wir mit Salat fütterten.

## 11. August 2008: Edinburgh

Jeder verdient eine zweite Chance. Auch Edinburgh. Gleich nach dem Frühstück nahmen wir den Bus zum botanischen Garten. Dieser war zum größten Teil kostenlos und bot wunderbare Einblicke in die Launen Gottes. Gibt es z.B. ein hässlicheres Wesen als den Albinofrosch? Ich hoffe nicht. Am besten jedoch gefiel der ungepflegte Bereich, in dem wilde Erbsen und Hafer wuchsen. Zumindest hoffe ich, dass es Erbsen und Hafer waren, die ich mir in den Mund gestopft habe. Als nächstes wollten wir uns dann das Edinburgh Castle ansehen. Was wir allerdings nicht wollten, war, £16 pro Person Eintritt bezahlen, um uns zwischen all den anderen Touristen an den Gemäuern entlang zu schieben. Daher legten wir das Geld lieber in eine Portion Kartoffeln mit veganem Haggis an. Haggis ist eine schottische Spezialität, zubereitet aus traditionellen schottischen Zutaten: Schafsmagen gefüllt mit Herz, Leber, Lunge und Nierenfett des Schafs. Woraus die vegane Variante bestand, bleibt Geschäftsgeheimnis; vermutlich aus Angst vor der Polizei.

Die Stadt brummte nur so vor Leben. „The Fringe“ war im vollen Gange und alle zwei Minuten verspernte uns ein bunt gekleideter Schotte den Weg und versuchte, uns zum Besuch einer Show irgendeines Künstlers zu überreden. Ich antwortete in meinem besten Deutsch, dass ich zwar alles verstanden hätte, aber nicht im Traum daran dächte, für einen schottischen Komiker £8 zu bezahlen, dessen grauenhaften Dialekt ich ohnehin nur mit Mühe entschlüsseln könnte. Dabei lächelte ich leicht wahnsinnig. Kathi war das ziemlich peinlich. Im House of Whiskey erstand ich eine Dreierpackung Single Malt, von dem der älteste 27 Jahre alt war, was meinem damaligen Alter entsprach. Danach war unser Bedarf an Edinburgh eigentlich gedeckt und wir machten uns auf den Weg zum Bahnhof, um die weitere Route zu planen. Zu Nessie, dem freundlichen Ungeheuer, sollte es gehen und dann weiter zu den Klippen von Wales. Doch zunächst mussten wir noch ein paar wahnsinnig wichtige Dinge im £1-Land kaufen. Am Bahnhof behandelte man uns für britische Verhältnisse ungewöhnlich unfreundlich. Auch was

wir erfuhren, war nicht gerade erfreulich. Nach Inverness, in der Nähe des Sees Loch Ness, hätte es vier Stunden gedauert. Von dort aus noch einmal vier weitere Stunden, um nach Wales zu kommen. Uns wurde klar, dass kein Tümpel der Welt einen weiteren Tag im Regen rechtfertigte. Wir wollten eine andere Route, über Stonehenge, versuchen. Mit diesem neuen Plan konnten wir zur Recherche ins Internetcafé gehen.

Das einzig Gute an diesem schäbigen Etablissement war, dass es sich austricksen ließ. Wenn man sich zu einer bestimmten Zeit ausloggte, hatte man nach dem Einloggen wieder die volle Zeit zur Verfügung und konnte so unbegrenzt surfen. Die Internetverbindung war ohnehin so katastrophal und der Rechner so langsam, dass man diese unbegrenzte Zeit auch dringend benötigte. Die Ergebnisse unserer Recherche waren erschütternd. Stonehenge lag nicht, wie von uns angenommen, in Schottland, sondern in der Nähe von London. Also in der Richtung, aus der wir gerade kamen. Außerdem kostete der Besuch £6 pro Nase. Plus Bus- bzw. Taxifahrt, denn der nächste Bahnhof lag gute 13 Kilometer entfernt in Salisbury. Wir strichen Stonehenge von unserer Wunschliste und beschlossen, uns nur noch auf Wales zu konzentrieren und alle weiteren Entscheidungen am nächsten Morgen zu fällen. Wir fuhren zurück in unser Moor, entschieden uns dann aber doch noch, schnell in den riesigen Supermarkt zu gehen, an dem wir jedes Mal auf dem Weg in die Stadt vorbei fuhren. Da der Bus entlang der „Circle-Line“ fuhr, waren wir fest der Meinung, dass wir einfach nur im Bus sitzen bleiben müssten, um zwangsläufig am Supermarkt vorbei zu kommen. Dieser Meinung sind wir auch noch immer, aber nach kurzer Fahrt fuhr der Busfahrer rechts ran, schaltete den Motor aus und setzte uns vor die Tür. Da ich anscheinend den Orientierungssinn eines Maulwurfs in der Sahara habe, lernten wir zwar so das „echte Edinburgh“ kennen (sozialer Brennpunkt, Müll auf den Straßen, randalierende Jugendliche), der große Supermarkt blieb uns aber verborgen. Um nicht mit leeren Händen zurückkehren zu müssen, plünderten wir dessen kleinen Bruder, der uns schon am Vortag das Überleben sicherte und vor dem die Vorstadtjugend gerade ihren Frust an Mülleimern und Bushaltestelle ausließ.

Als wir wieder am Campingplatz ankamen, war der Abend noch jung. Die Sonne warf ihr sanftes Licht auf das Meer und lud uns ein, doch noch ein wenig am Strand entlang zu laufen, um ihren Untergang beizuwohnen. Der ging dann auch schneller vonstatten als erwartet und ließ uns in absoluter Dunkelheit, eingesperrt zwischen einer hohen Mauer und dem schwarzen Wasser, mutterseelenallein im Sand zurück. Während wir uns durch die Büsche eines von Videokameras überwachten Hostels schlugen, fragte ich mich, ob mir das englische Wort für „Hausfriedensbruch“ wohl noch rechtzeitig einfallen würde, bevor die Bobbys es mir ins Gesicht schrien.

Die letzten vier Stunden dieses Tages verbrachte ich in der Waschküche mit anderen nassen, deutschen Interrailern und einer zickigen Waschmaschine. Erstere machten mir Mut, nicht aufzugeben, letztere fraß meine Socken.

## 12. August 2008: Edinburgh→Dover

Regenwolken sorgen für wunderschöne Sonnenaufgänge. Ein äußerst schwacher Trost, wenn man in den Gewässern Mordors aufwacht. Der Regen hatte das Zelt bestimmt drei Zoll tiefer gelegt und Kathi lag trotz unserer improvisierten Unterbodenversiegelung aus Rettungsfolie in einer flachen Pfütze Brackwasser. Es war eindeutig an der Zeit, Edingburgh Lebewohl zu sagen, und keine Lichtspiele am Himmel und niedlichen Häschen mit Taucheranzügen auf der quietschgrünen Restwiese würden uns davon abhalten. Natürlich hatten wir beim gestrigen Frustkauf viel zu viele Lebensmittel mitgeschleppt, für die der Platz in unseren Rucksäcken hinten und vorne (in diesem Fall auch oben und unten sowie rechts und links) nicht reichte. Wir trennten uns daher gezwungenermaßen von einem Kilo Äpfel, Brot und Sojamilch und watschelten in quietschenden Schuhen zur Bushaltestelle.

Für die Fahrt, die bisher immer 25 Minuten dauerte, brauchten wir diesmal über eine Stunde. Einer der Gründe dafür war, dass der Busfahrer nach etwa 10 Minuten ausstieg und erstmal ausgiebig Pause machte. Jetzt wollten wir wirklich nur noch weg. Daher erkundigten wir uns gar nicht groß nach irgendwelchen Richtungen oder möglichen Zielen und stiegen gleich in den nächsten Zug nach Birmingham. Die zweitgrößte Stadt des Vereinigten Königreichs hätte bestimmt was zu bieten und von dort aus hätten wir eine gute Ausgangsposition für einen Abstecher nach Wales, kämen aber auch ohne Probleme nach Dover, von wo wir die Fähre nach Calais nehmen könnten. Die Entscheidung fiel uns überraschend leicht, denn nach vier Stunden „Grün und hügelig“ hatten wir endgültig die Nase voll von der britischen Landschaft und wollten etwas anderes sehen als nasse Schafe. Also beschränkte sich unsere Begegnung mit Birmingham auf einen kurzen Bahnhofsaufenthalt, bis wir endlich in Richtung Süden weiter fahren konnten. Da selbst Pokémon irgendwann seinen Reiz verliert, versuchten wir unsere Langeweile mit dem £1-„Schiffe Versenken“-Spiel zu töten. Doch die Qualität des Spieles bzw. deren Nichtvorhandensein erstickten jegliche Spielfreude im Keim (und aufgrund der kleinen Tei-

le mit scharfen Kanten vermutlich auch eine Menge kleiner Kinder). Dafür beschäftigte uns die Suche nach einem Mülleimer für mehrere Stunden. Denn dort, wo nicht schon ein klaffendes Loch auf die Abwesenheit eines ehemals vorhandenen Mülleimers hinwies, fanden wir nur zugeschweißte und damit nutzlose Blechkisten, deren einziger Zweck es war, der britischen Angst vor Terroranschlägen künstlerisch Ausdruck zu verleihen. Ein weiteres Beispiel für das verstärkte Sicherheitsbedürfnis der Briten wäre wohl auch das Verbot, Jugendlichen unter 18 Jahren Spraydosen, scharfe oder spitze Gegenstände zu verkaufen. Ich kann nur hoffen, dass britische Jugendliche weder schwitzen und noch Bartwuchs haben.

Um 19:10 erreichten wir Dover, unsere neue, unfreiwillige Endhaltestelle, wie uns der freundliche Busfahrer mit mitleidiger Miene mitteilte. Denn nach halb sieben nahmen die Fähren keine Fußgänger mehr an Bord. Da die Miete für ein Auto unser ohnehin strapaziertes Budget gesprengt hätte und wir mit unserem Gepäck unmöglich die 34 Kilometer, die uns vom Festland trennten, schwimmen konnten, mussten wir uns damit abfinden, die Nacht in Dover zu verbringen. Doch auch das könnte bestimmt aufregend werden, sagten wir uns. Schließlich war es Dienstagabend und Dover hat mehr als halb so viele Einwohner wie Delmenhorst! Die dunklen und völlig menschenleeren Gassen, in denen nur unsere Tritte auf dem Asphalt widerhallten, legten die Vermutung nahe, dass wir uns eher auf wenig Spaß einstellen sollten. Uns wurde klar, dass wir eine der goldenen InterRail-Regeln verletzt hatten: „Niemals nach 17 Uhr in einer Stadt ankommen, wenn man keine Ahnung hat, wo man die Nacht verbringen soll.“ Das gilt insbesondere dann, wenn man sich gerade in England befindet, wo man sich dank einer undurchsichtigen Sperrstundenpolitik nicht einmal sicher sein kann, eine Kneipe zu finden, die einen bis zum Morgengrauen trocken und angenehm betäubt hält.

Für alle, die sich noch nicht mit dem Phänomen englischer Ausschankbestimmungen auseinandergesetzt haben, hier eine kurze Zusammenfassung: Früher war es so, dass in allen Kneipen um Punkt 23 Uhr das letzte Bier serviert wurde. Danach hatten die Kunden noch maximal

20 Minuten, dieses zu leeren und wurden dann betrunken und angepisst vor die Tür gesetzt. Wo sie sich mit all den anderen betrunkenen und angepissten Engländern trafen, denen gerade das gleiche Schicksal widerfahren war. Was dazu führte, dass sie direkt zum zweiten Teil der üblichen Abendgestaltung übergingen, dem allseits beliebten Sichbetrunken-auf-die-Fresse-Hauen. Um ein wenig die Spannung aus der Situation zu nehmen, haben die Engländer 2005 die Gesetze gelockert. Theoretisch könnten Wirte nun eine Lizenz erwerben, welche ihnen den Alkoholausschank nach 23 Uhr erlauben würde. Einige haben das wohl auch gemacht, aber die befanden sich definitiv nicht in Dover.

Noch fühlten wir uns nicht dazu verdammt, uns in einer Hafenkneipe bis zum nächsten Morgen die Schädel zu fluten. Es war noch nicht so spät und wir waren voller Hoffnung, doch noch ein bezahlbares Bed & Breakfast zu finden. Einige Stunden später befanden wir uns auf der Beerdigung dieser Hoffnung und rekapitulierten die Lage: Wir waren geliefert. Es gab keine Zimmer mehr, die wir hätten bezahlen können, keine Kneipen, die uns über Nacht warm halten und auch keinen Campingplatz/Vorgarten, in dem wir unser Zelt aufbauen hätten können. Wir resignierten und zogen uns in den einzig netten Pub zurück, den wir gefunden hatten. Hier wollten wir die letzten Stunden bis zur Sperrstunde verbringen und dann vielleicht den Rest der Nacht auf den Stufen der Polizeiwache gegenüber verbringen. Der Pub war überraschend groß, voller brauner Ledersessel, mit Stuck an der Decke und Kronleuchtern darunter wirkte er eher wie ein Salon als eine Arbeiterkneipe in einer Hafenstadt. Doch die Automaten in der Ecke sowie die letzten Gäste ließen die Zweifel verschwinden. Hier saßen keine Lords und Ladies beim Bridgespiel, sondern Mike und Steve beim Feierabendbier. Trotzdem oder gerade deswegen wurden wir sehr herzlich empfangen und durften uns mit unserem Gepäck in eine Ecke kuscheln. Wir tranken ein Bier und versuchten unseren Hunger mit Crisps (Chips) in winzigen Tüten zu besänftigen. Als das nicht mehr reichte, machten wir uns auf zur einzigen Pommesbude in der Nähe, die leider ihre „Chips“ (Pommes) in Fischöl frittierte. Zum Glück fanden wir einen Späti, der uns überteuertes Toastbrot verkaufte, mit denen



wir uns dann „Sadness-Sandwiches of Desperation“ im Eingang eines Call-A-Pizza-Ladens schmieren konnten. In einem völlig unberechtigten Anflug von Optimismus fragten wir bei der Feuerwehr nach, ob sie uns in ihrer Garage schlafen lassen könnten. Konnten sie nicht. Aus Sicherheitsgründen. Ich weiß nicht, wessen Sicherheit sie meinten. Unsere Sicherheit nachts im Regen auf den Straßen von Dover wohl nicht. Zumindest gaben sie uns den Tipp, doch schon mal zum Hafen vorzulaufen. Vielleicht könnten wir dort ja irgendwo unterkommen. Das klang vernünftig. Was sollte uns denn schon nachts an einem Hafen passieren? Häfen sind doch Oasen des Rechts und Friedens in Großstädten, ebenso wie Bahnhöfe und Parkanlagen. Außerdem hatten wir das ohnehin schon vorgehabt, denn zum einen hatten wir kaum eine andere Wahl und zum anderen, vielleicht erwähnte ich es schon, es regnete und die Polizisten sahen nicht so aus, als wollten sie gerne ein paar Backpacker auf ihren Treppen haben. Also machten wir uns beim Klingeln der Sperrstunden-Glocke mit mehreren Packungen Crisps und Kaffee im Blutkreislauf auf den Weg zum Hafen.

Selbst im Dunkeln bleiben die Kreidefelsen von Dover eine beeindruckende Erscheinung. Über 130 Millionen Jahre alt und bis zu 106 Metern hoch, sind sie bei gutem Wetter sogar von Frankreich aus zu sehen. Was, wenn man die besondere Beziehung, die Frankreich und England zueinander pflegen, betrachtet, an irgendeiner Stelle bestimmt auch Grund für eine Auseinandersetzung war. „Die blöden rosbifs versauen mir meinen Meerblick!“. Uns hingegen entschädigte dieser Anblick ein wenig für den entgangenen Ausflug nach Wales und lenkte uns kurzzeitig von unserer miesen Situation ab: Nass, kalt, müde und ungewohnt fettig und hibbelig. Doch die Nacht war mild und ruhig, die Straßen sauber und wir verloren allmählich die Angst vor dem bevorstehenden Schlafen im Freien. Aber dazu sollte es gar nicht kommen, denn zu unserer großen Überraschung war die Wartehalle des Hafens offen. Es gab Licht, Toiletten und sogar einen Getränkeautomaten. So wie es aussah, waren wir nicht die ersten gestrandeten Backpacker. Nicht einmal die ersten in dieser Nacht, denn vor uns hatte sich bereits eine Gruppe betrunkenen Franzosen und ein dickes, englisches Lesbenpär-

chen in der gemütlichen Wartehalle eingefunden. Die Stimmung war heiter, ein wenig, als wäre man bei Freunden und hätte beschlossen, das Zelt im Wohnzimmer aufzubauen und Camping-Urlaub zu spielen. Die Franzosen waren gerade dabei, zu diskutieren, ob es eine gute Idee wäre, die Ravioli über dem Campingkocher warm zu machen. Die Lesben tranken einen Kaffee nach dem anderen aus dem Automaten. Wir legten uns Kopf an Kopf in unsere Schlafsäcke auf die Stühle und tauschten unsere Ängste vor Regen und Totschlag gegen Angst vor Diebstahl und Tod durch äußerst dämliche Feuersbrunst.

## Frankreich

### 13. August 2008: Dover→Calais→Paris

Kurz bevor ich „Oh Gott! Nicht da hinein! Keine Bienen!“ schreien konnte, erwachte ich aus meinen fiebrigen Träumen in einer Pfütze aus Sabber und Scham. In Sekundenbruchteilen stellte ich mir alle wichtigen Fragen: Wer bin ich? Wo bin ich? Trage ich Hosen? Und müssen diese jetzt gewechselt werden? Kathi war bereits wach und saß lesend neben mir. Sie eröffnete mir, Teile meines nächtlichen Kampfes auf Video gebannt zu haben, bis der Reiz meiner Agonie verflogen war. Wie nett. Dafür musste sie aus den zermatschten Lebensmitteln aus den Tiefen unserer Rucksäcke etwas Essbares zaubern, während ich uns Tickets für die Fähre besorgte. Unsere letzten £12 verbieten (oder wenn mir das Wortspiel gestattet ist: „verbriten“) wir an Bord für ein Travel-Monopoly, Kaffee und – als der Seegang das Monopoly-Spiel mehr und mehr in ein Suchspiel in den Sesselritzen verwandelte – ein paar Runden *Time Crisis II*. Die **Time Crisis** Reihe lässt die Bereiche des Gehirns, die für Moral und Mitgefühl verantwortlich sind, erfrischend unangetastet. Mit verschiedenen Waffen und unbegrenzter Munition ausgestattet, metzelt man sich fröhlich durch Wellen und Wellen von Gegnern, die bei jedem Treffer physisch korrekt zu Boden gehen, wo sie sich dankenswerterweise, ohne viel Blut zu hinterlassen, in Luft auflösen. Geübte Soziopathen schaffen es dabei, ein ganzes Magazin in nur einen einzigen digitalen Gegner zu pumpen. Dieser springt wie eine Marionette bei jedem Treffer in eine andere Sterbeposition, bis er endlich verschwinden darf. Dieses Spiel war der Hauptgrund für mich, mir damals eine gebrauchte Playstation zu kaufen. Ich alter Pazifist.

Als wir unseren Blutdurst gestillt hatten bzw. keinen einzigen Penny

mehr besaßen, stellten wir uns draußen aufs Deck. Das war auch bitter nötig, denn Kathi war nicht ganz so seetauglich, wie immer behauptet, und ich war nicht in der Stimmung, ihre Haare zu halten.

In Calais angekommen, blinzelten wir zum ersten Mal seit unserer Abreise in die Sonne. Es war so ungewohnt, etwas anderes als kalte Nässe auf unserer Haut zu spüren, dass wir kurzzeitig vergaßen, dass wir soeben das Land gewechselt hatten. Das neue Land hatte eine andere Sprache und - was noch viel wichtiger war - andere Verkehrsregeln. Vom Rechtsfahrgebot um eine Nahtoderfahrung bereichert, machten wir als nächstes eine Inventur unserer Kenntnisse der französischen Sprache. Wir einigten uns darauf, dass sie ziemlich nasal klang und vor allem von Franzosen und Französischlehrern gesprochen wurde. Alles weitere war reine Spekulation. Zum Glück hatten wir noch etwas Zeit, uns zu akklimatisieren, denn noch war Englisch eine überall akzeptierte Alternative. Schließlich war Calais durch seinen Hafen und den in der Nähe liegenden Eurotunnel zu einer wichtigen Station für englische Touristen geworden, die sich dann in den Resten der Altstadt ansehen können, was für gründliche Bomberpiloten ihre Väter waren. Zwei Mal flogen die Alliierten ihre Angriffe gegen die Küstenstadt. Das zweite Mal allerdings aus Versehen, weil sie dachten, sie wären über Dünkirchen. Es war jedoch die deutsche Luftwaffe, die den ersten Bombenteppich abwarf. Um so schöner war es, zu sehen, dass jetzt deutsche und englische Wohnmobilbesitzer friedlich bei Bier und Schnitzel zusammen saßen und aus ihren bunten Restaurant-Neubauten aufs Meer starrten. Wir besorgten uns ein paar Erdbeeren auf dem Markt, der gleichzeitig auch eine Art Rummel und - so zumindest meine Vermutung - Strich war und gingen zum Bahnhof.

Gehen erfordert jedoch zwei gesunde Beine und Kathi hatte es irgendwie geschafft, sich irgendwann zwischen dem Schlafen in der Wartehalle und dem Langweilen auf der Fähre irgendwas zu zerren und kam nur noch im Schneckentempo vorwärts. Eilig hatten wir es aber ohnehin nicht, denn es fehlte uns noch immer an einem Ziel. Am Bahnhof wurde uns diese Entscheidung abgenommen. Alle Wege führten nach *Paris*. Oder genauer, alle Wege, die nicht weitere Wochen der Dunkel-

heit und des Regens verließen, führten nach Paris. So fügten wir uns unserem Schicksal und nahmen den Bummelzug nach *Amiens*, um von dort aus nach Paris weiter zu fahren. Mit dem TGV, dem französischen Pendant zum ICE, wäre das natürlich viel schneller gegangen, aber der war bereits für mehrere Wochen im Voraus für InterRailer ausgebucht. Die französische Eisenbahngesellschaft *SNCF*<sup>1</sup>, hält für InterRailer nur ein bestimmtes Kontingent an Tickets für Hochgeschwindigkeitszüge bereit, bei denen zusätzlich noch eine Reservierungsgebühr von 6 Euro anfällt. Ist dieses Kontingent ausgeschöpft, hatte man Pech gehabt und war gestrandet. Anscheinend wurde dieses Verfahren in den letzten Jahren jedoch gelockert, so dass man mit einem Bakschisch von 18 Euro jetzt immer eine Reservierung erstehen kann, was der ganzen Sache ein wenig den Nervenkitzel nimmt.

Die nicht enden wollende Zugfahrt in dem dreckigen und heruntergekommenen Abteil der dritten Klasse - Penner, Aussätzige, Federvieh und InterRailer -, wurde von einem zickigen deutschen Pärchen noch verschönert, die nicht nur unfreundlich, sondern auch laut waren und ununterbrochen ihre M&Ms aus einer Aluminium-Thermoflasche mampften. Es klang so, als würde man Murmeln in einem Einmachglas schütteln. Immer und immer wieder. Doch bevor ich sie zwingen konnte, nach den M&Ms gefälligst auch noch die Thermoskanne herunterzuwürgen, beehrte uns der 13-jährige *MC Weißbrot-Arschgesicht* und seine Crew aus gleichaltrigen Homies und Bitches mit einer spontanen Darbietung seiner Rap-Skillz und lenkte so meinen Zorn in andere Bahnen. Eine Stunde lang dauerte der verzweifelte Battle des jungen MCs gegen seine eigene Zunge und Muttersprache, bis wir endlich in Paris ankamen.

Ahh, Paris. Meine große Liebe. Vielleicht ist es etwas abgedroschen, ausgerechnet Paris seine Liebe zu erklären, aber ich kann mir nicht helfen. Ich bin jedes Mal aufs Neue verzückt. Da machte es mir auch nicht viel aus, dass sie anscheinend seit meinem letzten Besuch zumin-

---

<sup>1</sup>„Société nationale des chemins de fer français“, zu deutsch etwa „Nationale Gesellschaft der Pfade aus EISEN Frankreich“, was um einiges cooler klingt als „Die Bahn“

dest Teile meiner heiß geliebten Türen an den Metro-Zugängen mit ihrem „Knall! Tür auf! Knall! Tür zu! - Und gnade Dir Gott, wenn Du noch dazwischen warst!“-Charme durch harmlose Drehtüren ausgetauscht hatten. Schließlich konnte ich so jetzt dabei zusehen, wie Kathi mit ihrem Gepäck in einer solchen stecken blieb. Überhaupt regte sich in mir der Verdacht, Pariser hätten etwas gegen Dicke. In einer architektonisch so überdimensionierten Stadt sind alle Durchgänge auf Kleidergröße 36 geeicht. Und überall dort, wo noch ein wenig mehr Platz wäre, haben sie Stangen montiert, die wie Siebe die großen Brocken aus den Menschenströmen heraus sieben. Mit unserer frisch erstandenen 2-Tages-Karte für die Metro/RER machten wir uns auf den Weg zu dem Campingplatz „Bois de Bologne“, auf dem ich schon zwei Jahre zuvor auf meiner ersten InterRail-Reise mein Zelt aufschlug. Damals allerdings an der vergleichsweisen ruhigen Seine und nicht direkt an der Autobahn, was wesentlich klüger gewesen war. Aber ich wollte einfach nicht noch einmal das Gleiche wie vor zwei Jahren machen. Also machte ich etwas äußerst Bblödes, was ich bitterlich bereuen sollte, jedes Mal, wenn ein Schwertransporter nachts mein Kopfkissen streifte. Dafür bestand aber der Boden aus Treibsand und fraß gerne Zelt-Heringe.

Nachdem wir das Zelt mit unserem Gepäck beschwert und damit hoffentlich im Boden verankert hatten, machten wir uns auf den Weg zum Montmartre, um vor der Kulisse der blendend weißen Basilika Sacré-Coeur den Sonnenuntergang zu sehen. Montmartre ist die Bezeichnung der höchsten Erhebung der Stadt Paris, nämlich des Hügels „Butte Montmartre“ und außerdem der Name des umliegenden Stadtbezirks, in dem sich im 19. Jahrhundert eine künstlerische und literarische Hochburg entwickelte, welche dann im 21. Jahrhundert wiederum zu einem niedlichen Touristentreff wurde, wo man überteuert essen und in China hergestellte Poster der ‚Chat Noir‘ kaufen kann. Nichtsdestotrotz ist er ein wirklich sehr schönes Fleckchen Erde und die Aussicht auf Paris ist atemberaubend. Wenn auch etwas kurzlebig, denn es war bereits kurz nach neun und um zehn begann meiner Erinnerung nach die Lichtshow am Eiffelturm, die ich Kathi unbedingt zeigen wollte.

Also nahmen wir unsere Beine in die Hand und rannten zur nächsten Metro.

Das Pariser U-Bahn System, genannt Metro, und das S-Bahn System, „Réseau express régional d’Île-de-France“ oder auch einfach „RER“, ist für einen Auswärtigen nur schwer zu verstehen. Es gibt 14 durchnummerierte Metro-Linien plus zusätzliche Linien, die „bis“ und „bis“, Ihre Haltestellen sind im kurzen Abstand zueinander in Paris verteilt. Dann gibt es noch die „RER“ mit 5 nach Buchstaben sortierten Linien. Deren Haltestellen liegen weiter auseinander und die Züge fahren dementsprechend schneller. An einigen Stellen kreuzen sich beide Systeme oder laufen parallel. Das Ganze ist ziemlich verwirrend. Für uns zählte jedoch nur die schnellste Verbindung zum Eiffelturm. Das war die RER C und die war „hors service“, denn auch in Paris kommt man nicht darum herum, hin und wieder ein paar Straßen aufzureißen oder ein paar Gleise neu verlegen zu müssen. An diesem Wochenende war die komplette Linie C dran. Also gingen wir zu Fuß. Wir dachten uns, wenn wir uns immer an der Seine halten, müssten wir zwangsläufig irgendwann am Eiffelturm ankommen. Und wie weit konnte das schon sein? Nun, sagen wir einfach, wir waren nicht pünktlich um zehn am Eiffelturm. Statt dessen hatten wir eine schöne, erschöpfende 1 stündige „Paris bei Nacht“-Besichtigung, die bestimmt noch schöner gewesen wäre, hätte ich keine quengelnde Kathi hinter mir her schleifen müssen. Das Quengeln hörte aber schlagartig auf, als sie endlich unter dem Eiffelturm stand, der pünktlich seine 23 Uhr Lichtshow vorführte, von der ich bis dahin nichts wusste. Im Jahre 2000 wurde diese Lichtshow installiert, die so aussieht, als würden tausende mutierte, blaue Riesenglühwürmchen versuchen, sich mit dem Turm zu paaren. Seitdem zaubert sie jede Nacht zur vollen Stunde ein Lächeln auf das Gesicht unzähliger Touristen und Schaum vor den Mund nichts ahnender Epileptiker. Bereits im Jahre 1989 wurde eine spezielle Lichtkonstruktion zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des Eiffelturms angebracht. Seitdem ist die Veröffentlichung von Nachtaufnahmen des Eiffelturms verboten, denn die „Société nouvelle d’exploitation de la tour Eiffel“, zu deutsch etwa „Neue Gesellschaft für die Ausbeutung des Eiffelturms“,

hat ein Copyright auf diese Lichtinstallation durchgesetzt. Nur noch Panorama-Aufnahmen sind erlaubt, da dort der Turm nicht das zentrale Objekt des Bildes ist. Hurra für Patente und Copyrights! In diesem Moment war das aber alles egal, denn Kathi war begeistert und vergaß dabei, dass ich sie gerade völlig unnötigerweise die Seine entlang getrieben hatte, was der romantischen Stimmung bestimmt einen Dämpfer verpasst hätte.

Nach einer weiteren Odyssee – Linie 6 bis Charles de Gaulle-Étoile, umsteigen in die 1 nach Porte Maillot – erwischten wir noch den Camping-Shuttle-Bus und fielen neben der Autobahn und unseren mordlüstig aussehenden russischen Zeltneighbarn auf unsere Luftmattchen.



## 14. August 2008: Paris

Am frühen Morgen nahmen wir unseren ganzen Mut zusammen – für einen Besuch beim furchtbarsten Supermarkt der Welt. Das „Centre Commercial“ war einst eine normale Ladenstraße mit kleinen Geschäften und Boutiquen und natürlich einem großen Supermarkt, wo glückliche Menschen ihre täglichen Besorgungen erledigten. Diese goldenen Zeiten waren allerdings seit langem vorbei. Schmutzige Jalousien verdeckten notdürftig eine klaffende Wunden, die einst vielleicht ein Schuhladen gewesen war. Die leeren Schaufenster eines Friseursalons schauten mit toten Augen auf die verdreckte Ladenstraße. Nur im Supermarkt brannte noch Licht, um das sich die letzten Menschen der Region, die den richtigen Zeitpunkt für einen Umzug eindeutig verpasst hatten, wie Motten scharten. Aber es gab Soja-Pudding!

Nachdem wir alles für uns Essbare dem Hort der Untoten entrissen hatten, veranstalteten wir eine Fressorgie vom Feinsten. Wenn unter „fein“ „riesige Mengen in kürzester Zeit“ versteht. Trotzdem nahmen wir noch ein gutes Dutzend belegte Baguette-Stücke mit und machten uns auf zur großen self-organized Sightseeing-Tour. Dafür wollten wir die neuen Fahrradstationen benutzen, die es seit kurzem in vielen Großstädten gab, unter anderem auch in Paris. Hier wurde das System erst vor einem Jahr (2007) eingeführt und heißt „Vélib“. Das Prinzip ist ziemlich einfach: Man kauft ein Abo bei Vélib für die gewünschte Dauer und kann sich dann eines der über 20.000 Fahrrädern aus der Fahrradstation nehmen. Bringt man es innerhalb einer halben Stunde zu einer der 1.800 Stationen, war die Nutzung kostenlos. Jede weitere halbe Stunde kostet. Man kann sich aber direkt nach der Abgabe eines Rads gleich das nächste nehmen. Das deutsche Pendant heißt „Call a Bike“, wird von der Bahn betrieben und verfolgt inzwischen eine ähnliche Strategie wie Vélib, versprüht dabei aber einen eher pruden Charme. Begeistert versuchten wir uns an den aufgestellten Automaten für die Nutzung zu registrieren. Dort offenbarten sich die Kinderkrankheiten des Systems: Die Bedienung war multilingual und schizophoren, was bedeutete, sie sprang wahllos zwischen den Sprachen, gerne auch mal

innerhalb einer Seite. Darüber hinaus war sie unglaublich empfindlich. Eine falsche Eingabe führte dazu, dass sie beleidigt alle bereits getätigten Eingaben verwarf und uns auf die Startseite zurück beförderte. Nach dem bestimmt zehnten Versuch wurde uns dann erklärt, dass meine VISA-Karte nicht den nötigen Chip besaß und wir uns deshalb „à pied“ fortbewegen sollen. Beaucoup de merde!

Erst liefen wir zum Arc de Triomphe, dann weiter auf die Seine-Insel „Île de la Cité“ zur „Notre Dame de Paris“. Mit ihren 69 Meter hohen Türmen und dem 130 Meter langem Kirchenschiff bietet die Kathedrale Platz für bis zu 10.000 Personen. Das ist auch notwendig, denn hier bildeten sich Schlangen, die sich wiederum in Schlangen umeinander schlängeln. Touristen warteten dort stundenlang auf ihren Einlass – oder verhungerten. Allerdings gibt es im August in Paris einen „Sweet Spot“, eine Zeit, in der sowohl Touristen als auch Einheimische lieber am Meer liegen. Dieser Eindruck deckt sich auch mit den Zahlen der Hotelübernachtungen, die vom Pariser Touristenbüro herausgebracht werden und die Mitte August dramatisch einbrechen. So kam es dann auch, dass wir nach kaum nennenswerter Wartezeit tatsächlich die Kirche von innen sahen. Wie üblich ignorierten die Touristen sämtliche Ver- und Gebote und fotografierten alles, was anderen heilig ist. Die betenden Gläubigen eingeschlossen. Mit Blitzlicht, versteht sich. Im Gegenzug hatte die Kirche Automaten aufgestellt, in denen man Papst-Gedenkmünzen pressen konnte. Wie in Disneyland. Trotz meines ausgeprägten Atheismus zündete ich eine Kerze für meine Mutter an. Die ist zwar ebenfalls nicht gläubig, aber sie hatte gerade eine schlimme Diagnose bekommen und da war jede Hilfe recht.

Anschließend gingen wir zu den Katakomben. Sie waren einst ein unterirdischer Steinbruch gewesen, bevor sie zur Heimat der Gebeinen von sechs Millionen Parisern wurden, die jetzt täglich von tausenden morbiden Gaffern begafft wurden. Uns ausgenommen, denn die Öffnungszeiten der Katakomben passten nicht zur aktuellen Uhrzeit. Dafür hatten wir aber eine faszinierende Unterhaltung mit einer osteuropäischen Familie die seit Stunden durch die Stadt irrten, da das Familienoberhaupt den Stadtplan falsch herum hielt. Außerdem bekam

ich noch ein Photo von mir neben dem Grab Sartres auf dem „Cimetière Montparnasse“. Verstorben in 1980 – zufälligerweise mein Geburtsjahr – und begraben neben seiner Lebensgefährtin Simone de Beauvoir, ist dieses Grab noch immer ein Altar, verziert mit den Ehrfurchtsbekundungen von Philosophie- und Literaturstudenten sowie den üblichen Grufties. Blumen, Gedichte, Zeichnungen, Opferziegen, das ganze Programm. Ich trug mein Lieblings-T-Shirt, entworfen vom amerikanischen Comiczeichner Jeph Jacques, mit einem lila-weiß-karierten Elefanten darauf und dem Schriftzug „Everything is ruined forever“ – was ich in dieser Situation für absolut angemessen hielt.

In einem Internetcafé in der Nähe des Gare Montparnasse schmiedeten wir aus unseren Ideen und Träumen mehrere brillante Pläne, die uns dann im Bahnhof brutal ermordet und verstümmelt vor die Füße geworfen wurden. Nichts ging. Zumindest kein Zug in unsere Richtung mit unserem Ticket. Mit einer Tafel Schokolade und einer Dose Cola-Blak versuchten wir, unseren Frust zu bekämpfen. Dabei beobachteten wir, wie zwei unfassbar dicke und hässliche Engländer akribisch ihre vor Fett triefende Pizza von allen Überbleibseln pflanzlicher Nahrung befreien, um diese dann mit Extra-Parmesan zu bestreuen. Rule Britania! In der Küche meinte ich, die italienischen Köche weinen zu hören. In unserer Not schmiedeten wir einen neuen Plan und buchten dabei gleich unseren Rückflug. Allerdings sah der neue Plan vor, dass wir am nächsten Morgen um viertel vor acht wieder am Bahnhof seien mussten. Das bedeutet ein zeitiges Aufbrechen, so gegen fünf. Egal. Besser, als weiterhin Trübsal zu blasen.

Tatsächlich besserte sich unsere Laune zunehmend. In der anbrechenden Dämmerung fuhren wir zum Louvre. Ursprünglich als Festung zum Schutz des rechten Seine-Ufers gebaut, wurde der Louvre bald zu einem Prestigeobjekt, welches von beinahe jedem Herrscher Frankreichs, der etwas auf sich hielt – und das waren alle –, erweitert werden musste. Zuletzt verewigte sich hier 1989 Präsident François Mitterrand mit der Eröffnung der Glaspypamide. In der inzwischen 800-jährigen Baugeschichte wuchs der Louvre so auf eine überwältigende Größe. Für die sich an diesem Tag keiner interessierte. Nur ein einsamer Saxopho-

nist spielte zurückgezogen in einem Torbogen den Blues, während wir über den Hof schritten. Das goldene Licht der Lampen und ein kaum merkbarer warmer Nieselregen schufen ein Bild tiefer Melancholie, für die ich bestimmt empfänglich gewesen wäre, wenn meine Blase nicht so furchtbar gedrückt hätte. Aufgrund fehlender öffentlicher Toiletten entweichte ich die im Stile des 17. Jahrhunderts gehaltenen Tuileriengärten, wie es die feine Herrschaft im 17. Jahrhundert vermutlich ebenso gemacht hat. Kurzzeitig erleichtert, lief ich mit Kathi über einen gespenstischen, leeren Rummel, dem „Fête des Tuileries“, zum Obelisken von Luxor, der auf dem größten Platz Paris steht und zum „Place de la Concorde“. Auf diesem „Platz der Einheit“ kamen im Zuge der Französischen Revolution 1119 Menschen unter die Guillotine. Allerdings hieß der Platz zu dem Zeitpunkt „Platz der Revolution“, was wohl etwas treffender war. Weiter ging es über die „Avenue des Champs Elysées“, wo ich Kathis Kamera fallen ließ und sie bewies, dass sie auf Kommando losheulen kann. Zu Unrecht, denn die Kamera hatte den Sturz fast unbeschadet überstanden! (Fast. Das Objektiv hatte sich verklemmt, und wir konnten nur noch Gegenstände in unter 20 cm Entfernung scharf ablichten.) Wir fuhren mit der Metro zum Eiffelturm, in der Absicht, ihn diesmal nicht nur von unten anzusehen. Wir wollten ganz nach oben. Also gut, auf die zweite Etage. Das ist für zwei Menschen mit Höhenangst gar nicht so übel. Die Schlange vor dem Aufzug war kurz und es war die letzte Auffahrt für den Abend. Mein Blase ermahnte mich, doch bitte bitte vorher noch einmal eine Toilette aufzusuchen, aber so viel Zeit blieb nicht mehr. Ich dachte mir, dass die Franzosen es bestimmt nicht zulassen würden, dass ihnen Touristen vom Eiffelturm aus auf den Kopf pinkeln. Also zwängten wir uns in den gläsernen Aufzug und begannen unseren – quälend langsamen – Aufstieg. Kathi hielt sich erstaunlich wacker: Sie starrte auf den Boden und verfiel in eine Art katatonische Starre. Die Türen öffneten sich zur zweiten Etage. Jeder sollte einmal das Glück haben, Paris bei Nacht vom Eiffelturm aus sehen zu können. Wie in Gold getaucht lag die riesige Metropole zu unseren Füßen. Der einsetzende Regen fiel durch das blaue Scheinwerferlicht. Zu Boden. Der weit, weit entfernt war. Wir machten ein kurzes, unscharfes Beweisvideo mit der

kaputten Kamera und küssten uns „tourist couple style“. Dann machte ich mich auf die Suche nach Erlösung für meine Blase. Zwar hatte ich im Prinzip mit meiner Annahme Recht gehabt: Es gab Toiletten auf dem Eiffelturm. Nur waren diese bereits gesperrt. Auf den Fahrstuhl warten konnte und wollte ich nicht mehr. Ist es außerdem nicht viel cooler, den Eiffelturm über die Treppe zu verlassen? Fragen wir unsere höhenängstliche Kathi! Wimmernd und bibbernd schob sie sich über die – zugegebenermaßen nicht besonders stabil wirkenden, halb durchsichtigen – Treppenstufen. Diese wurden unterbrochen von Plateaus aus dünnen Blechen mit kleinen Löchern darin, die nachgaben, wenn man sie betrat. An uns vorbei sprang eine Horde englischer Jugendliche, die laut grölend versuchten, den Turm zum Wackeln zu bringen. Der inzwischen zu einem Wolkenbruch mutierte Regen peitschte unter die Stahlträger und machte die Bleche rutschig. Trotz meiner milden Todesangst musste ich an mein Handtuch und die Picknick-Decke denken, die wir zum Trocknen an unserem Zelt aufgehängt hatten. Mit zitternden Beinen und einer Blase am Rande des Fassungsvermögens rannten wir zur Metro. Wir hatten ein Zwei-Tages-Ticket gelöst und nirgends stand, ob damit nun volle 48 Stunden oder nur zwei Tage – von Mitternacht zu Mitternacht – gemeint waren. Im letzteren Fall blieben uns noch knapp 15 Minuten bis zum Anbruch eines neuen, nicht bezahlten Tages. Das wäre vielleicht gerade noch so zu schaffen gewesen. Wenn nicht unsere hoffnungslos überfüllte Metro-Station „aus Sicherheitsgründen“ gesperrt worden wäre. Alle raus, keine Ansage, keine Information. Uns blieben noch 5 Stunden, bis wir mit all unseren Sachen am Bahnhof seien mussten. Unser Kontingent an Panik war aber bereits verbraucht und so blieb uns nichts anderes übrig, als dumm dazustehen und auf ein Wunder zu warten. Und siehe da, ohne ein Wort der Erklärung fuhr die Metro auf einmal wieder. Auch unsere Tickets wurden vorbehaltlos akzeptiert. Völlig erschöpft fielen wir in unser Zelt; auf dem Männerklo schaute jemand einen Western in einem Taschenfernseher.

## 15. August 2008: Paris

Niemand sollte gezwungen werden, um fünf Uhr morgens aufzustehen. Das gilt besonders dann, wenn der Vortag bis in die Nacht ging, Dutzende Kilometer Laufen beinhaltete und der Ort des Aufwachens ein nass-kalter, dunkler Zeltplatz ist. Für ein Frühstück blieb keine Zeit. In Rekordzeit packten wir unser Zelt ein und schulterten die Rucksäcke. Kathis Sehne in der Ferse war dick und versuchte, bei jedem Schritt auszubrechen und sich ein besseres Zuhause zu suchen. Konnte man ihr nicht verübeln. Trotzdem schafften wir es irgendwie doch noch, den Bus zu erwischen und kamen um halb acht – eine Viertelstunde vor Abfahrt unseres Zuges – am Gare du Nord an.

Der Gare du Nord ist der am meisten frequentierte Bahnhof in Paris. Über eine halbe Million Fahrgäste werden hier täglich auf ihre Reise geschickt, mit Fahrzielen in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Skandinavien, Norddeutschland und seit 1994 sogar in England! Nur unser Zug war nirgends ausgeschildert. Verwirrt und leicht beunruhigt wendeten wir uns an den wohl muskulösesten Schaffner der Welt. Prüfend wanderten seine Blicke über unsere Reservierung, dann über uns, wieder über die Reservierung, über die Bahnhofsuhr und noch einmal über die Reservierung. Dann fragte er uns, warum wir denn nicht am Gare Montparnasse sein, wo in zehn Minuten unser Zug abfahren würde. Das war eine gute Frage. Keiner von uns hatte sich die Reservierung angesehen und als ich gestern die Frau am Fahrkartenschalter des Gare Montparnasse gefragt hatte, ob der Zug vom Gare du Nord fahren sollte und dabei mit dem Zeigefinger auf den Boden zeigte, um zu verdeutlichen, dass ich damit diesen Bahnhof meinte, hatte sie mit „Oui?“ geantwortet. Mit Kräften und Nerven am Rande des Abgrunds machten wir uns auf den Weg nach Montparnasse, um zu sehen, was noch zu retten war. Nicht viel, wie wir feststellten. Wir konnten zwar unsere Reservierung noch kostenlos umtauschen, doch der nächste Zug ging erst um 12 Uhr und endete, nach einem längeren Aufenthalt in Bordeaux, um 19 Uhr in Pau. Dort wollten wir nicht hin, aber die Richtung stimmte immerhin. Wir legten uns zu den Tauben

auf die Steine vor dem Bahnhof. Quel déjà-vu... Vor ziemlich genau zwei Jahren lag ich ähnlich verzweifelt an der gleichen Stelle, fluchte auf die SNCF, auf mich und die organisierten Bettlerbanden, die immer näher rückten. Doch ich war vorbereitet und benutzte die gleiche Technik, die ich schon bei den Schotten erprobt hatte, um mich bei Laune und Verstand zu halten: Ein Bettler spricht mich auf französisch an. Ich lächle freundlich und antworte ausschweifend auf deutsch, dass sein Schicksal mich sehr bewege, ich aber, wenn ich Geld übrig hätte, bestimmt nicht hier auf den Stufen liegen würde, sondern mir in einem schicken Restaurant etwas zu essen bestellen würde, bevor ich erste Klasse weiterreiste. Da dies nicht der Fall war, könne er getrost davon ausgehen, dass es bei mir wahrlich nichts zu holen gäbe, außer schwielige Hände und Blasen an den Füßen. Außerdem spräche ich kein Wort französisch. Nach zwei- oder dreimaligem Blinzeln würde er seine Frage wiederholen und ich würde sie auf deutsch fragen, ob ihnen das Wetter nicht auch so zu schaffen machen würde. Meine Knie taten weh und ich hätte schreckliche Kreislaufprobleme. Falls er dann immer noch versuchen würde, mit mir zu kommunizieren, würde ich versuchen, mich an die japanischen Namen der Judowürfe zu erinnern, die ich als kleiner Junge gelernt hatte, und diese aufzählen. Dabei würde ich wieder lächeln wie ein Wahnsinniger. In der Regel spuckte er mir spätestens dann vor die Füße und schlurfte zum nächsten Gestrandeten. Auf die Art unterhielt ich mich, bis das Internetcafé endlich öffnete.

Obwohl es eigentlich absolut einleuchtend ist, dass andere Sprachen auch andere Tastenbelegungen bevorzugen, ist man doch immer wieder überrascht, wenn man dann vor ihnen sitzt. Manchmal hat man Glück. Manchmal sind es nur ganz kleine Änderungen, wie ein vertauschtes „Y“ und „Z“ bei den Engländern. Manchmal hat man Pech. Dann sitzt man vor einer französischen Tatstatur und versucht verzweifelt, etwas zu schreiben, was weder nach einer Geheimsprache direkt aus der Enigma aussieht noch auf Legasthenie im Endstadium hindeutete. Zumindest konnten wir uns so mit einem „Ein-Finger-Buchstaben-Suchspiel“ die weitere Wartezeit vertreiben. Kathi reparierte nebenbei mit einem

kräftigen Schlag ihre Kamera. Um nicht auch noch den nächsten Zug zu verpassen und um sicherzugehen, dass wir diesmal einen Schlafplatz bekommen würden, ließ ich mich sogar dazu überreden, die Campingplatzbetreiberin in Pau über Skype auf unsere Ankunft vorzubereiten. Als wenn es nicht schon unangenehm genug wäre, in einem fremden Land zu telefonieren, musste ich feststellen, dass die Schnittmenge der geläufigen Sprachen zwischen ihr und mir leer war. Dennoch hatten wir ein sehr nettes Gespräch auf gebrochenem und arg misshandeltem französisch, an dessen Ende ich mir nicht sicher war, ob sie auch nur die leiseste Ahnung hatte, wer gerade mit ihr gesprochen hatte und warum.

Bordeaux war noch genau so, wie ich es in Erinnerung hatte. Beziehungsweise, was ich von Bordeaux zu sehen bekam, war noch genau so, wie ich es in Erinnerung hatte. Und damit meine ich den Bahnhof. Mein Schicksal – oder vielleicht auch die französische Bahngesellschaft – sah es für mich anscheinend vor, immer wieder an den gleichen Stellen zu stranden. Eine davon ist der Bahnhof von Bordeaux. Nur das ich mir diesmal geschworen hatte, auf meine Hosenbeine aufzupassen (siehe „InterRail 2006“ oder „Wie ich meine Hosenbeine in Bordeaux verlor“ vom gleichen Autor). Mit dem starken Gefühl eines weiteren Déjà-Vu bereiteten wir uns zwischen zwei Restaurants, die wir uns ohnehin nicht hätten leisten könnten, ein klägliches Mahl zu, bestehend aus einem Liter kaltem Oatmeal und den letzten Resten unseres Proviantes. Dann bestiegen wir den Zug in Richtung Pau.

Die Fahrt war unangenehm. Die Luft war heiß und uns klebten die Klamotten am Körper. Außerdem war es unglaublich voll. Die eine Toilette war vollgekotzt, die anderen beiden verstopft. Wieder konnten wir den Schaffner nicht davon abhalten, unsere nicht stempelbaren InterRail-Pässe zu stempeln.

In Pau angekommen, schloss Kathi sich erst einmal auf dem Klo ein, während ich mir auf rasend schnellem Französisch die Wegbeschreibung zum Campingplatz um die Ohren schlagen ließ. Kurzfassung: Immer steil bergauf. Lange Zeit. Ganz oben auf dem Berg sollte dann der Bus Nr. 4 halten, der uns an das andere Ende von Pau zum Cam-



pingplatz bringen könnte. Ein paar Fakten zu Pau: Mit 86.000 Einwohnern ist sie nach Bordeaux die zweitgrößte Stadt des Département Pyrénées-Atlantiques. (Départements sind eine Mischung aus Bundesland und Landkreis.) Sie ist sowohl Universitätsstadt als auch häufige Etappe der Tour de France und kann auf eine stolze Geschichte an berühmten Sportlern zurückblicken. Vor allem aber ist sie eine französische Stadt und das bedeutet, dass der 15.08. ein gesetzlicher Feiertag ist. „Mariä Himmelfahrt“ war uns Nicht-Katholiken nicht unbedingt geläufig, in Frankreich aber bewegt sich an diesem Tag nichts. Auch kein Bus. Das bekamen wir aber erst mit, als wir schon fast mit unserem beschwerlichem Aufstieg fertig waren und uns ein Taxifahrer auf gebrochenem Englisch darauf hinwies. Darüber hinaus erklärte er uns noch, dass der Campingplatz viel zu weit weg wäre, um dort heute noch zu Fuß anzukommen. Wir mussten also irgendwie irgendwo bis zum nächsten Morgen unterkommen. Und welcher Ort wäre besser dazu geeignet, sich die Nacht um die Ohren zu hauen, als ein Spielcasino? Bestimmt so einige, aber das spielte keine Rolle, denn an denen kamen wir nicht vorbei. An einem Spielcasino schon. Entgegen aller Erwartungen – und wenn wir ehrlich sind, auch entgegen jeder Vernunft – ließen die Security-Leute uns verdreckte Backpacker nicht nur in ihre mit rotem Samt ausgekleideten heiligen Hallen, nein, sie bewahrten sogar unsere Rucksäcke an der Garderobe für uns auf. Leider war dies kein 24-Stunden Casino mit Zaubershow, weißen Tigern und Feuerwerk um Mitternacht, sondern eher das kleine Vergnügungszentrum für Rentner aus der Umgebung, aber immerhin gab es eine Bar, die bis mindestens 3 offen haben sollte. Bei viel Andrang sogar bis halb 4. Es gab auch ein Restaurant, aber der Anteil der Veganer unter spielsüchtigen Rentnern ist wohl eher bescheiden. Daher holten wir uns ein paar Pommes von einem Imbiss, der von einer hoffnungslos überforderten Frau geführt wurde. Anscheinend war dieser Imbiss entweder total en vogue bei den ansässigen Jugendlichen oder er war einfach der einzige Ort, wo man an diesem heiligen Feiertag etwas zu essen bekam. Jedenfalls war der Andrang groß und wir hatten eine gute halbe Stunde Zeit, uns genau anzusehen, wie sich ein Stück gräulich-rotes Fleisch nach dem anderen auf dem schmutzigen Grill zu einer gräulich-braunen Masse verfärbte.

Zurück in der Bar, die wir mit unseren schlammverkrusteten Wanderschuhen gleich erstmal so richtig einsauten, ertränkten wir den ranzigen Pommesgeschmack in Minicocktails, die es gerade im Sonderangebot gab. Eine mit der Rückenlehne zur Bar gerichteten Couch funktionierten wir zu unserem Schlaflager um. Wir wollten möglichst wenig auffallen, was nicht so einfach war, schließlich hatten wir mit unseren Fußabdrücken eine Spur gelegt, die Hänsel und Gretel in Verlegenheit gebracht hätte. Außerdem waren wir mehr oder weniger die einzigen Gäste. Dennoch war das Personal außergewöhnlich freundlich und ließ uns in Ruhe, so dass wir ein wenig die Augen zumachen konnten.

## 16. August 2008: PauLourdes→Argelès-Gazost→Arcizans Avant

Als wir gegen zwei Uhr nachts bemerkten, dass wir die einzigen noch verbliebenen Gäste waren, beschlossen wir dem Personal, bestehend aus einer netten, dicklichen Schmalzlocke und einer Zicke, nicht weiter auf die Nerven zu fallen. Wir bezahlten unsere erstaunlich niedrige Rechnung und machten uns auf in die kalte Nacht. Nun waren wir beide nicht besonders vertraut mit der ganzen „Auf-der-Parkbank-schlafen“-Nummer. Geübtere Penner hätten den hellen, gepflegten Park mit den von Bäumen geschützten Bänken wohl als Paradies auf Erden bezeichnet. Wir hingegen hatten arge Probleme, uns so zu platzieren, dass keine Körperteile aus Blutmangel abstarben. Zum Schluss lagen wir Kopf an Kopf in Embryonalhaltung zwischen unseren Schlafsäcken und schlummerten überraschend gut ein. Bis die Jugendlichen kamen. Wie bereits erwähnt, fährt am Sonntag in Pau nicht einmal der Bus. Wie das restliche Nachtleben aussieht, kann man sich ausmalen. Langeweile und jugendlicher Leichtsinn sind eine gefährliche Kombination. Ganze Kriege werden auf dieser Basis geführt. In unserem Fall wurde der Krieg nur gespielt. Laut grölend rannten sie an unserem Versteck vorbei, in dem wir eingekauert und mucksmäuschenstill, wie verängstigte Kaninchen, auf unser Ende warteten. Ich glaube, sie haben uns nur deshalb nicht gesehen, weil sie einfach nicht mit uns gerechnet haben. Anschließend hielten uns die Freizeit-Chuck-Norrisse bis vier Uhr morgens mit betrunkenen Kampfschreien vom Schlafen ab. Da wir keine Lust hatten, ihnen vielleicht doch noch als Unterhaltungsprogramm zu dienen, verließen wir unser Nest und schlichen los in Richtung Bahnhof. Wir kamen gerade zu dessen Öffnung an und hatten noch genug Zeit für eine Runde Monopoly.

Wir stiegen in den ersten Zug nach Lourdes. Lourdes wurde zu einem Wallfahrtsort der katholischen Kirche, weil irgendwann einmal jemandem eine weiße Gestalt erschienen ist, was später dann als die Erscheinung der „unbefleckten Empfängnis“ erklärt wurde und nicht als „Hund im Nebel plus Alkoholismus“, was ich persönlich für wahrschein-

licher halte. (Außerdem frage ich mich, wie man sich eine „unbefleckte Empfängnis in Form einer weißen Gestalt“ vorstellen soll.) Jedenfalls wurde daraufhin eine Kirche gebaut und dem Wasser der ansässigen Quelle heilende Kräfte zugesprochen. So kommt es, dass Lourdes mit sechs Millionen Übernachtungen pro Jahr auf Rang zwei hinter Paris liegt. Zur Verdeutlichung: Lourdes hat gut 15.000 Einwohner, stellt aber 30.000 Betten bereit. Viel bekamen wir von Lourdes aber nicht zu sehen. Außer einer unfassbaren Anzahl an Souvenirhändlern, die allesamt Marienstatuen verkauften.

Mit dem Bus ging es weiter nach Argelès-Gazost, einer kleinen 3.000-Seelen-Gemeinde, von der aus es nur noch zwei Kilometer zu unserem Campingplatz sein sollten. Nachdem uns die Einheimischen gefühlte 200 Kilometer lang im Kreis laufen ließen, befanden wir uns endlich völlig erschöpft auf dem richtigen Weg. Nur war Laufen einfach keine Option mehr. Also benutzten wir unsere Daumen und Kathis Brüste, um ein Auto anzuhalten. Das funktioniert immer, dauert aber bei einer so schwach befahrenen Straße schon mal etwas länger. Zu guter Letzt nahmen uns dann doch noch zwei Kerle die geschätzten 2.000 Kilometer langen Serpentina zu unserem Campingplatz mit und erzählten uns nebenbei noch, dass am Abend ein Dorffest stattfinden sollte, zu dem wir herzlich eingeladen seien. Dann kamen wir an unserem Ziel an: Camping „Chalets du Lac“. Direkt am Lac de Lourdes, einem kleinen, malerischen See in den Bergen, der zum vergnügten Baden einlädt. So stand es zumindest im Internet und nur deswegen hatten wir uns überhaupt auf den langen beschwerlichen Weg hierher gemacht. Und nun lag er vor uns: Ein kleiner, hässlicher Stausee, von allen Seiten eingezäunt und von einem brummenden Trafo-Häuschen bewacht. „Enttäuscht“ war ein zu schwaches Wort für unsere Gefühlslage. Wir waren aber auch zu stolz, die Jungs zum Umdrehen zu bewegen. Gut, der See war ein Witz, aber die Aussicht war nicht schlecht, der Platz war sauber und wir waren sowieso zu erschöpft, um noch Kampfgeist zu besitzen. Geführt wurde der Platz von den strengen Händen zweier Damen, die uns wie Ungeziefer behandelten. Mit allerletzter Kraft bauten wir das Zelt auf und fielen in ein kurzes, aber tiefes Koma. Eine

Dusche später erkundeten wir schon wieder die Gegend und schlossen Freundschaft mit ein paar Kühen und Pferden.

Am Abend liefen wir dann nach Arcizans Avant, wo die Dorfkapelle gerade eine erstaunlich schmissige Marschversion von „The lion sleeps tonight“ zum Besten gaben. Das Fest, von dem uns die Jungs erzählt hatten, war im vollen Gange. Es war eines dieser authentischen Dorffeste, wo alle riesige Mengen an Paella essen und an deren Ende immer ein paar unbetene Fremde mit brennenden Mistgabeln gejagt und am Kirchturm aufgeknüpft werden. Da wollten wir einfach nicht stören. Stattdessen versuchten wir uns noch in einem Bistro mit Internetzugang an der hiesigen Tastatur und gingen schlafen.

## 17. August 2008: Argelès-Gazost

In der Nacht hatte es geregnet. Wie immer. Aufstehen erforderte sehr viel Willenskraft. Ebenso wie das Abbauen und Einpacken des nassen, schweren Zeltens. Die Nacht wollten wir in Argelès-Gazost verbringen und versuchen, mit einer Seilbahn in die Berge zu gelangen. Außerdem hatten wir das Städtchen vom Vortag noch als recht hübsch in Erinnerung. Wir bezahlten die Hausdrachen, nicht ohne noch einen Streit über Butter in Schokolade vom Zaun zu brechen, und liefen los. Diesmal, ohne den Daumen auszustrecken, denn wir waren noch halbwegs frisch. Außerdem ging es bergab und der Weg war sehr schön. Nach zwei verschlafenen Dörfern gelangten wir nach Argelès-Gazost. Um Kathis Lust auf Kohlensäure zu stillen – „Ohne Kohlensäure werde ich den Durst nicht los!“ – kauften wir an einer Tankstelle eine große Flasche Cola. Wenige Minuten später verteilte ich selbige in einer Bewegung, die ich selber nicht nachvollziehen konnte, über mein T-Shirt und Kathis Hose. Sie war nicht übermäßig begeistert. Dafür die Ameisen und Bienen. Klebrig und schwitzig liefen wir weiter zum Bahnhof und dann auf dem Radweg an den Schienen entlang, bis wir an einem Campingplatz vorbei kamen, der einen riesigen Pool hatte. Dort blieben wir dann auch, denn Kathi war vom PMS am Morgen inzwischen zum voll ausgebrochenen MS übergegangen und klagte über schlimme Unterleibskrämpfe und Kreislaufprobleme.

Da wir nichts, aber auch wirklich gar nichts mehr an Proviant hatten, versuchten wir noch den einzigen Supermarkt der Stadt, von dem wir hofften, dass er an einem Sonntag eventuell geöffnet haben könnte, zu erreichen. Kathi drehte schon nach wenigen Metern wieder um, da ihr Kreislauf sie in die Knie zwang. Ich schlug mich im Eiltempo bis zum Centre Ville durch, fand dort aber nichts außer Restaurants, Hotels und Bars. Mit leeren Händen und leerem Magen kehrte ich zum Campingplatz zurück. Dort musste ich dann feststellen, dass dieser zwar über einen Whirlpool und ein Abendprogramm verfügte, aber keinen noch so kleinen Supermarkt beherbergte. Es gab nicht einmal Wasser zu kaufen! Kathi beschloss, dass das einzige, was ihre schlechte Lau-

ne jetzt noch abmildern könnte, eine gründliche Reinigung meiner – wenn man mich fragt, völlig normalen – Nase wäre. Sei drückte und quetschte, als würde ihr Leben davon abhängen und quietschte freudig über jedes Milligramm Talg, den sie zutage förderte. Anschließend lachte sie über die Krater in meiner Nase, die ich vorher nicht hatte. Wenigstens ihr ging es anschließend etwas besser. Dann zog sie sich einen Bikini an, bat mich darauf zu achten, dass das Bändchen ihres Tampons nicht heraus hing und rieb sich im Pool die abgestorbene Haut des Sonnenbrands vom Bein. Ich nenne diesen Tag auch gerne den „Tag, als die Romantik starb“.

Nach dem Baden versuchten wir erneut unser Glück in der Stadt und fanden auch sofort einen Supermarkt, der allerdings bereits geschlossen hatte. Uns blieben also nur die Spaghetti von der Tanke für 2,10 Euro. Inzwischen wollte ich nur noch weg von diesem Ort, an dem sich alle nur mit dem Auto fortbewegten, weswegen es auch keine Bürgersteige gab und ich mich nach meinem vergleichsweise ruhigen Berlin sehnte. Auch von verzogenen Kindern und deren nicht weniger ätzenden Eltern hatte ich die Nase voll. Und auch davon, von wunderschönen Bergen umgeben zu sein, die ich nur von unten ansehen konnte, weil es keinen Weg hinauf gab. Wenigstens war das Abendprogramm unterhaltsam: Ein kleiner, dicker Mann sang schwitzend französische Schlager am Pool. Wir aßen unsere Spaghetti mit Sojasoße und Senf und spülten große Mengen Leitungswasser mit sehr teurem Whisky hinunter. Zum Desinfizieren. Schlecht gelaunt und mit einsetzenden Bauchschmerzen legten wir uns schlafen.

## 18. August 2008: Argelès-Gazost→Lourdes→Hendaye

Zuhause war ich es gewöhnt, morgens ohne Decke, frierend auf der Kante des Bettes aufzuwachen. Dass Kathi es aber tatsächlich geschafft hatte, mich aus der festen Umarmung ihres Schlafsackes heraus von der Matratze zu schieben, hätte ich nicht für möglich gehalten. Und doch lag ich hier. Auf dem Boden. Mit schmerzenden Gliedern und einem eingeschlafenen Arm. Ich beschwerte mich, sie stritt alles ab. Der Tag konnte beginnen.

Natürlich hatte es in der Nacht geregnet. Inzwischen fühle ich mich albern, das noch extra zu erwähnen. Selbst wenn wir unser Zelt in der verdammten Wüste Sinai aufschlagen würden, könnten wir nachts den Regentropfen lauschen! Doch jetzt war keine Wolke am Himmel zu sehen. Beim Abbauen fragte mich Kathi, warum wir eigentlich vor der Sonne fliehen würden. Schließlich kämen wir immer im Regen an und wenn wir wegfuhrten, schien die Sonne. Ich erklärte ihr, dass solche Fragen schnell mal zu blauen Augen und blutigen Nasen führen könnten, und stopfte weiter mein nasses Zelt in den Packsack. Da die Geschäfte wieder offen hatten, konnten wir uns sogar noch etwas Wasser und ein paar Baguettes beim Bäcker kaufen, bevor wir dann zum Bus watschelten. Zurück in Lourdes versuchte ich wieder einmal einen Supermarkt zu finden. Aber so langsam kam mir der Verdacht, die Lourdesianer kannten nicht einmal das Prinzip des „Supermarktes“. „Hotel“, ja, damit konnten sie etwas anfangen. Ich wage sogar zu behaupten, das erste Gebäude dieser, zu dem Zeitpunkt exakt 150 Jahre alten Stadt, war ein Hotel. Ich gab auf und setzte mich zu Kathi und den Fliegen an den Bahnhof.

Wir nahmen den 12 Uhr-Zug nach Bayonne, von wo aus wir nach Biarritz weiterfahren wollten. Kaum im Süden angekommen, hatten alle Züge „unbekannte Verspätung“, alle Schaffner „keine Ahnung“, gepaart mit „keinen Bock“ und alle Supermärkte „Mittagspause“. Man könnte meinen, ich hätte eine Obsession mit Supermärkten und ich möchte dies gar nicht bestreiten. Doch im Moment ging es nicht um den Reiz exotischer Produkte aus fernen Ländern, sondern um das nack-



te Überleben! Unsere Wasser- und Baguette-Vorräte neigten sich dem Ende zu. Aber immerhin schien die Sonne. Das war doch schon mal etwas.

Ein paar Mal wurden wir von Gleis zu Gleis gescheucht, bis wir endlich in dem Zug nach Biarritz standen. Da wir keine Ahnung von Biarritz hatten, fragten wir die umstehenden Backpacker, was denn ihr Ziel wäre. Biarritz war out, das zwei Stationen weiter entfernte Hendaye war in. Viel weiter wäre es ohnehin nicht gegangen, denn der nächste Bahnhof in Richtung Süden wäre Irun gewesen und Irun liegt bereits in Spanien. Kaum hatten wir den Zug verlassen, da verdunkelte sich auch schon der Himmel mit dichten Regenwolken. Es war der Fluch der Hinrichs. Schon mein Vater hatte die zweifelhafte Gabe, es bei seiner Ankunft grundsätzlich regnen zu lassen. Das war allgemein bekannt, sodass meine Oma immer schon die Wäsche von der Leine nahm, wenn sich mein Vater zu Besuch angekündigt hatte. Ich erinnere mich auch noch gut an meinen ersten Tag am Rande einer Wüste irgendwo in Nevada, USA. Mein Vater stieg aus dem Auto und schwere Regentropfen vielen in den Sand. „Nicht zu fassen! Seit drei Jahren hat es hier nicht mehr geregnet!“ riefen uns die Betreiber einer kleinen Tankstelle entgegen. Dicke Tränen der Freude liefen über ihr Gesicht. Mein Vater guckte nur schuldbewusst auf seine nassen Schuhe, den wütenden Blick meiner Mutter im Nacken. Knapp 15 Jahre später hatte ich sein Erbe angetreten und empfand seine Scham.

Wir schlossen uns einem ebenso ahnungslosen Paar aus Nürnberg an und folgten unseren Nasen in Richtung Meer. Unterwegs hatten wir viel Zeit, uns ein wenig kennen zu lernen und so erfuhren wir, dass die beiden 19 waren und schon seit einem halben Jahr kein Paar mehr, trotzdem aber den Urlaub zusammen machen wollten. Wir gratulierten ihnen zu dieser unorthodoxen Entscheidung. Was sollte da schon schiefgehen? Unterwegs plünderten wir die Schokoladenvorräte eines kleinen Supermarktes, aßen zwei Tafeln noch an der Kasse und wurden dann von einem Busfahrer stehen gelassen, der andeutete, wir sollten es doch mal mit Trampen versuchen. Wohlgermerkt, sein Bus war halb leer und wir standen an der Bushaltestelle. Mit drückender Blase mar-

schierten wir schweigsam durch den Nieselregen. Beim Touristenbüro holten wir uns dann eine Karte, die uns auch zu einem Campingplatz direkt am Atlantik führte. Da ich anscheinend der einzige wahr, der sich traute, französisch zu reden, musste ich dem äußerst nettem Betreiber den Sachverhalt erklären: „2 Paare, 2 Zelte, 4 Personen, kein Auto, erstes Paar, 1 Nacht, zweites Paar 2 Nächte, Paar 1 lässt das Gepäck bei Paar 2 nach dem Checkout bis zum Abend, bitte getrennt bezahlen mit Visa-Karte, vielen Dank und schönen Abend noch.“ Das dauerte etwas. Amüsiert schauten wir unseren neuen Nachbarn zu, wie sie ihre winzige Hundehütte aufbauten, in der er nur mit angewinkelten Beinen schlafen konnte und das auch nur, wenn sie auf ihm lag. Das konnte der merkwürdigen Nichtbeziehung der beiden bestimmt nur gut tun.

In einem Gebüsch entdeckte Kathi ein flugunfähiges Spatzenküken. Ich erinnerte mich, dass man mir irgendwann einmal erzählt hatte, man solle Küken nie anfassen, da sonst die Mutter sie nicht mehr akzeptieren würde. Außerdem ist es verdammt unhygienisch. Doch bevor ich meine Bedenken äußern konnte, schaute mich Kathi schon mit ihren großen, leuchtenden Reh-Augen an und hielt mir einen unsagbar dreckigen Spatz unter die Nase. „Hervorragend. Erst Tollwut, jetzt Vogelgrippe.“ ging mir durch den Kopf und ich fragte mich, warum ich nicht einmal einen Urlaub ohne Tierrettungs-Aktion erleben konnte. Im letzten Jahr hatte ich ein Schaf aus einem Stacheldrahtzaun schneiden müssen. Mit einem Taschenmesser. Es stank und blökte und war im Allgemeinen nicht sehr kooperativ. Als es endlich frei war, lief es einmal im Kreis, entdeckte das grüne Gras im Stacheldrahtzaun und rannte wieder hinein. Mein Respekt und meine Liebe zu Schafen hat sich seitdem nie mehr richtig erholt. Der kleine Spatz war nicht viel besser. Er entwischte Kathi und verschwand laut tschilpend in einem Busch. Ich versprach Kathi, am nächsten Morgen nachzusehen, ob er noch lebe und ob wir gegebenenfalls etwas für ihn tun könnten. Dann liefen wir im dünnen Regen durch das Wasser am Strand, beobachteten ein paar Krabben und einen Künstler, der kleinen Kindern kunstvolle Hüte aus Müll zauberte und aßen unsere erste Portion „Churros“, ein

unglaublich fettiges – und wahrscheinlich nicht veganes – Gebäck aus der Fritteuse, welches mit Zucker bestreut oder in flüssige Schokolade getunkt in vielen lateinamerikanischen Ländern als Katerfrühstück dient. Dann tranken wir noch einen Espresso, bevor wir uns mit dem Kopf nach unten auf dem schrägen Campingplatz schlafen legten.

## 19. August 2008: Hendaye

Suppe. Graue, dicke Nebelsuppe. Der Regen hatte sich nicht, wie erhofft, nachts verzogen, sondern es sich so richtig bequem gemacht. Die Sonne war gänzlich verschwunden und es wehte kein Wind. Die erste Halbzeit des Trips war vorbei und hätte man mich nach meinem Befinden gefragt, hätte ich wahrscheinlich geantwortet: „Ich stehe im Regen! Im Urlaub! Was meinst du, wie es mir geht, du Pfosten?!“ Aber mich fragte niemand. Auch Kathi hatte schon mal einen besseren Start in den Tag erwischt, denn gerade stellte sie fest, dass das komische Gefühl im Schuh vergangene Nacht, als sie aufs Klo ging, tatsächlich eine Nacktschnecke gewesen war, die nun unzertrennlich mit ihrer Einlegesohle verschmolzen war.

Auf dem Weg zu den Waschräumen schauten wir, wie verabredet, noch einmal in das Gebüsch, in das sich der kleine Spatz letzte Nacht verzogen hatte. Dort saß er noch immer. Noch pissiger und noch dreckiger als gestern. Eine dicke Kruste aus Schlamm versteckte kaum die herabhängenden Mundwinkel, die Jungvögel diesen Gesichtsausdruck völliger Verachtung verleihen. Ein richtiger Wonneproppen zum Verlieben! Kathis Mutterinstinkte brannten durch. Das Ding bekam ein Nest in unserem Kochtopf und einen Namen: Peter. Englisch ausgesprochen: Pieta. Man sollte Tieren keinen Namen geben, die man nur mal so nebenbei aufpäppeln möchte. Das bindet zu sehr. Wir legten unsere Sieb-Schneidebrettkombination lose auf den Topf und gingen los, Besorgungen machen.

Es war bitterkalt. Der nun doch vorhandene Wind drückte den feinen Nieselregen durch unsere Klamotten. Wir waren im Süden Frankreichs, es war Hochsommer und wir froren erbärmlich. Doch wir hatten ein Kind zu versorgen. Also stapften wir weiter. Um ihn besser füttern zu können, gingen wir als erstes zur Apotheke, um eine Spritze zu kaufen. Da die junge Apothekerin kein Wort Englisch sprach, versuchte ich es mit dem alten Trick, ein englisches Wort französisch auszusprechen. Überraschender Weise führte uns das zum Erfolg. Anscheinend stammt das englische Wort „syringe“ vom französischen „seringue“ oder

umgekehrt. Zumindest bekamen wir, was wir wollten, plus einem sehr komischen Blick, der sich wohl darauf zurück führen ließ, dass wir nasse, dreckige, frierende Ausländer waren, die sich gerade eine Spritze gekauft hatten. Ich überlegte kurz, ob mir die französischen Worte für „Löffel“ und „Feuerzeug“ einfielen, musste aber passen. Wir kauften noch etwas Zwieback und Haferflocken und schlotterten zurück zum Zelt.

Mit der Spritze und einem Brei aus Wasser, Zwieback und Haferflocken versuchten wir, unser widerspenstiges Kind zu füttern. Kathi hatte mal ein Praktikum beim Tierarzt gemacht und kannte sich daher ein wenig mit Vögeln aus. Die herabhängenden Mundwinkel dienen irgendwie dazu, dass die Vogelmutter weiß, wo sie ihren Schnabel hinein drücken muss, damit der Jungvogel sein Maul öffnet. Oder so ähnlich. Anfangs wehrte sich Peter noch gegen die ihm dargebotene Kost, doch schon nach kurzer Zeit konnten wir keine fünf Minuten die Spritze zur Seite legen, ohne von einem alles durchdringenden Tschilpen an unsere Pflichten erinnert zu werden. Peter wurde zusehends kräftiger und aufmüßiger, was Kathi dazu ermutigte, ein paar Flugversuche mit ihm zu unternehmen. Dazu nahm sie ihn auf ihren Finger und bewegte diesen dann schnell auf und ab. Bei jeder Abwärtsbewegung flatterte Peter mit seinen Flügeln. Auf den ersten Blick schien nichts gebrochen zu sein. Ein Flügel sah zwar etwas mitgenommen aus, aber an sich machte Peter einen ziemlich fitten Eindruck. Er fraß und entleerte seinen Darm ohne Rücksicht auf Verluste, wie es sich für einen Vogel gehörte. Nur konnten wir uns nicht unentwegt um ihn kümmern. Wir mussten zum Bahnhof. Und ins Internetcafé, um unsere Reise weiter zu planen. Überhaupt, wie sollten wir ihn denn mitnehmen? Vielleicht würden wir ihn irgendwie im Zug über die Grenze nach Spanien schmuggeln können, aber spätestens beim Rückflug hätten wir ein echtes Problem.

Doch so weit war es noch gar nicht. Zunächst mussten wir irgendwie zum Bahnhof gelangen. Peter alleine im Zelt zurück zu lassen, kam nicht in Frage. Wir stopften ihn in unsere mit Klopapier ausgekleidete Tasse (aus der ich mir schwor, nie, nie wieder zu trinken), füllten eine Spritze randvoll mit leckerem Schleim und nahmen ihn mit. Das gefiel

ihm gar nicht. Er zappelte, tschilpte und benahm sich wie ein Baby, das nicht im Kinderwagen sitzen wollte. Erst, als Kathi ihn in Klopapier wickelte und in die Hand nahm, beruhigte er sich. Zunächst schrie er noch nach Nahrung, aber irgendwann fielen ihm die kleinen Augen zu. Habt ihr schon mal mit einem Spatzenbaby in der Hand in der Schlange vor einem Bahnhofsschalter gestanden? Oder im Internetcafé gesurft, während selbiger aus eurer Tasse guckt und über die Tastatur laufen möchte? Nun, es erregt Aufmerksamkeit. Wenigstens wussten wir anschließend, was so ein Vogelbaby zum Groß- und Starkwerden brauchte: Eigelb und Tartar – eine Art Gehacktes. Beides hatten wir gerade nicht da und wollten es auch nicht unbedingt kaufen. Wir kamen jedoch bei einem Veterinär vorbei und erhofften uns, dass er uns etwas Vogelaufzuchtsfutter geben könnte. Bei der Gelegenheit könnte er auch gleich einen Blick auf unseren Quälgeist werfen. Die Sprechstundenhilfe war sehr nett, schaute sich Peter kurz an und meinte, wir sollten ihn über Nacht da lassen. Der Doktor würde ihn sich am Abend ansehen und wir könnten ihn am nächsten Morgen wieder mitnehmen. Dann wüssten wir auch, ob ihm was fehle. Wir hatten kein gutes Gefühl bei der Sache, überzeugten uns aber davon, dass es nur das Beste für ihn sei und dass ihm über Nacht schon nichts passieren würde. Trotzdem liefen wir geknickt und mit hängenden Köpfen nach Hause. Er war zwar nur eine hässliche, dreckige Nervensäge, aber er war unsere hässliche, dreckige Nervensäge! Er war unser Baby. Und wir vermissten ihn entsetzlich. Der Abend war mild und es sah so aus, als würde sich das Wetter vielleicht doch noch zum Guten ändern. Wir versuchten, das Loch in unserem Herzen mit Churros zu füllen. Es gelang uns nicht.

## 20. August 2008: Hendaye→Irun

Der Morgen begrüßte uns im wohlbekanntem grauen Gewand, jedoch waren hier und dort einige blaue Flecken darauf. Wir hatten nichts mehr zum Anziehen. Absolut gar nichts. Waschen ist schwierig, wenn man die Klamotten zum Trocknen in den Regen halten muss. Wir verbrauchten die letzten Reste unseres Gases für einen Tee. Überhaupt trennten wir uns von allem, was uns unnütz erschien. Dann zogen wir unsere Badesachen an, packten, so gut es ging, alles in – und wenn nötig auch an – unsere Rucksäcke und gaben diese zusammen mit unserer Bauchtasche, in der all unsere Wertsachen waren, in die Obhut der freundlichen Frau an der Rezeption. Manchmal muss man den Menschen einfach vertrauen.

Peter war nicht mehr. Ein Ex-Vogel, um den berühmten Parrot-Sketch von Monty Python zu zitieren. Zum Lachen war uns allerdings nicht zumute. Man erzählte uns, Peter habe am Abend nichts mehr gegessen und sei über Nacht einfach gestorben. Er sei ohnehin voller Parasiten gewesen, die wahrscheinlich auch für seinen Tod verantwortlich waren. Wir glaubten – und glauben noch immer – der Tierarzt selbst war für Peters Tod verantwortlich. Kathi, die drei Vögel zu Hause hatte und, wie bereits erwähnt, ein Praktikum bei einem Tierarzt absolviert hatte, meinte, es deutete nichts auf Parasiten hin. Und gefressen hatte er, als gäbe es keinen Morgen. Den es dann ja auch nicht gab. Wahrscheinlich hatte der Tierarzt einfach kein Verständnis für das eigenmächtige Handeln seiner Sprechstundengehilfin und Peter kurzerhand auf den Vogelschrottplatz verfrachtet. Wir machten uns furchtbare Vorwürfe. Bis heute kann ich keinen Spatz ansehen, ohne dabei an Peter denken zu müssen und mich ein wenig schuldig zu fühlen.

Doch die Sonne schien! Und unser Campingplatz lieh uns kostenlos zwei Bodyboards. Das sind verkürzte Surfboards, auf denen man im Liegen durch die Wellen rasen kann. Sieht albern aus, macht aber unglaublichen Spaß und erfordert keinen dreiwöchigen Kurs für den ersten Wellenritt. Unterbrochen von einem kurzen, aber überflüssigen Streit, weil Kathi die Sonnencreme vergessen hatte und ich noch ein-

mal zum Campingplatz zurück laufen musste, wo ich unser komplettes Hab und Gut vollständig, aber auch völlig unbeaufsichtigt vorfand, verbrachten wir den ganzen Tag im Wasser. Schon nach der ersten erfolgreich genommenen Welle stand für mich fest: „Ich werde kein alternder, erfolgloser Rockstar. Ich werde alternder, erfolgloser Surfer!“ Im Verlauf des Nachmittags wurden aus den kleinen, zarten Wellen Knochenbrecher. Doch wir konnten nicht aufhören. Die einzigen Pausen, die wir uns könnten, mussten wir nehmen, um unsere Schuhe in Sicherheit zu bringen (auch der Atlantik hat anscheinend Ebbe und Flut), um meine blaugefrorenen Finger aufzutauen und um unsere Verletzungen zu versorgen. Ein Surfer hatte mich mit seinem Brett erwischt. Dafür schwamm Kathi genau vor mich, als ich gerade eine Welle nehmen wollte. Als Resultat raste ich über sie hinweg und schlug ihr dabei mit den Knöcheln meiner rechten Hand mit voller Wucht auf den Kopf. In dem Moment ging ich davon aus, dass ich sie getötet hatte, wollte aber nicht die orgasmische Fahrt zum Strand unterbrechen. Sie lebte noch, war aber nicht besonders gut auf mich zu sprechen. Die Wellen wurden immer höher und stärker. Eine schaffte es sogar, Kathi einfach umzuwerfen und ihr dabei das Tampon zu klauen. Durch den Bikini. Aus ihr heraus. Wie das möglich sein soll, ist mir noch immer ein Rätsel. Wir nahmen das als Drohgebärde auf und verließen das Wasser.

Am Campingplatz versuchten wir vergeblich, unsere vom Meerwasser zerwühlten Haare zu bändigen. Mit zwei Baguettes und zwei Tafeln Schokolade aus dem „à huit de nuit“-Shop füllten wir unsere Energiespeicher und schwangen uns in den Bus zum Bahnhof. Von dort aus sollte es nach Irun und dann mit dem Nachtzug nach Lissabon gehen. Die viel beschworene südländische Freundlichkeit offenbarte sich uns dort in der Form eines zahnlosen alten Mannes, dem die offensichtliche Sprachbarriere – wir verstanden kein zahnloses Französisch, er nichts anderes – nichts ausmachte und der uns mit seiner Lebensgeschichte oder schmutzigen Witzen oder Anleitungen zum Kochen von Crack unterhielt. Unterstützt wurde er dabei von seinem ebenfalls nicht mehr bezahnten Banknachbarn.



Der Zug, der uns am Tag zuvor von dem Bahnhofs-Heini genannt wurde, entpuppte sich als TGV, der wie alle TGVs eine Reservierung erforderte. Wir hatten keine. Das wäre eine gute Gelegenheit für Kathi gewesen, ihren „Auf-Kommando-Heulen“-Trick einer echten Feuertaufe zu unterziehen, aber als unser Zug endlich kam, interessierte sich auf der zehnminütigen Fahrt niemand für unser Ticket, geschweige denn unsere Reservierung. Zehn Minuten können schnell vergehen. Mit der Geliebten unter einem Kirschbaum; in einer lauen Sommernacht, sind 10 Minuten die Zeitspanne zwischen zwei Wimpernschlägen. In einem stickigen Zug, auf der Kante des Klappsitzes sitzend, um beim Öffnen der Türen sofort losstürmen zu können, um noch den letzten Nachtzug zu erwischen, können 10 Minuten sich auf die Länge eines halben Lebens ausdehnen. Da half es auch nicht, dass der Grund für die stickige Luft nicht nur der übliche Zuggeruch an einem heißen Sommertag war. Ein dicker, schwitzender Mann hatte sich zu uns gesellt und eine Zigarette angesteckt. Das war sowohl verboten als auch unhöflich, aber noch im Toleranzbereich. Auch das fette Gähnen und Schütteln des Doppelkinns hätten wir ertragen. Als er sich aber an den Eiern kratzte und währenddessen dreimal laut in unsere Richtung furzte, spielte ich kurz mit dem Gedanken, ihn zu schubsen. Die Tür hätte bestimmt nachgegeben.

Wer von Frankreich nach Spanien möchte – oder in die andere Richtung –, muss entweder in Irun oder Hendaye umsteigen. Der Grund dafür ist, dass die Züge mit unterschiedlicher Spurbreite fahren: In Spanien auf „Breitspur“ und in Frankreich auf „Normalspur“. Das liegt unter anderem daran, dass zu Baubeginn der Eisenbahnnetze Europa noch nicht so ein friedlicher Kontinent war wie heute und die Vorstellung, die Nachbarn könnten mit dem Zug ins eigene Land kommen, eher mit Krieg als mit Tourismus in Verbindung gebracht wurde. Daher war der Bahnhof in Irun etwas Besonderes. Auch, weil er keine Gleisanzeige hatte. Dafür wurde unser Gepäck halbherzig durchleuchtet. Ich hätte eine Knarre im Hosenbund haben können, es hätte niemand bemerkt. Ich machte mir eine Notiz für später. So viele Dinge wären besser gelaufen, hätte ich eine Knarre dabei gehabt. Der

Zug erinnerte mich an alte Zeiten mit meinem Vater, an die Strecke Altenbeken-Detmold, die wir immer fahren mussten, wenn wir zu seiner Mutter nach Lemgo wollten. Uralte Züge, braunes, abgewetztes Leder, in denen der Geruch von 60 Jahre Raucherabteil konserviert war. Eine Zumutung schon für die verhältnismäßig kurze Fahrt durch die nordrhein-westfälische Pampa; definitiv kein gutes Schlaflager.

Wir teilten uns das Abteil mit Max und Mila, einem deutschen Backpacker-Pärchen, und einem älteren, dicklichen Herrn, dem die Konstellation genauso unangenehm war wie uns und der daher lieber draußen am Fenster stand. Max war 19, sah aus wie 30 und benahm sich wie 14. Mila hingegen war 26. Der Altersunterschied war nicht größer als der von Kathi und mir und doch fühlte es sich komisch an. Vielleicht sind Frauen doch einfach früher reif als Männer. In diesem konkreten Fall war das zumindest gut vorstellbar. Wir leerten zusammen eine Flasche Rotwein und versuchten uns auf den viel zu kurzen und viel zu schmalen Bänken, die nie, nie, nie dazu gedacht waren, dass sich darauf jemand schlafen legen sollte, schlafen zu legen. Kaum waren die Augen zu, der Geruch verdrängt und der Unterkörper ab dem Lendenwirbel gefühllos, stürmte eine Horde völlig besoffener, portugiesischer Jugendlicher unser Abteil und bettelten uns um Gras an. Jugendliche sind Arschlöcher. Überall.

# Portugal

## 21. August 2008: Irun→Lissabon

Es gibt angenehmere Arten, die Nacht zu verbringen, als im Nachtzug Irun-Lissabon. Fakire auf ihren Nagelbrettern sehen ziemlich glücklich aus, oder? Auch so ein Schweinetransporter auf der A7 bietet bestimmt größeren Komfort für alle Beteiligten. Wären die Abteile für zwei Personen ausgelegt, so wäre eine Tasse Schlaf tatsächlich im Bereich des Möglichen gewesen. Nun waren wir leider zu fünft. Das war allerdings immer noch besser als zu acht, wie ursprünglich vorgesehen. Zu dem Gestank nach dritter Klasse kam, dass der Zug sich in etwa so geschmeidig bewegte wie ein Schlitten in einer Kiesgrube. Es fühlte sich an, als wollte er alle 10 Meter seine Ketten aus Gleisen sprengen, um endlich seiner Berufung zu folgen und Tänzer zu werden. Die berüchtigten Jugendlichen rannten bei jeder Rast an jedem Gottverdammten Kuhdorf – und Kuhdörfer gab es viele – zu den Türen, um eine lautstarke Zigarettenpause zu machen. Dazwischen schafften es drei verschiedene Kontrolleure, abwechselnd unsere Ausweise zu kontrollieren. Wovor hat Portugal eigentlich solche Angst, dass sie es für nötig halten, innerhalb der EU Passkontrollen durchzuführen? Es gibt keine terroristische Untergrundbewegung, die einen eigenständigen Staat herbei bomben möchte und der Tourismus nimmt einen entscheidenden Stellenwert im Bruttoinlandsprodukt ein. So wird das damit aber nichts. In den 14 Stunden, die wir auf diese Art eingesperrt verbracht haben, dürften wir uns wohl jeden einzelnen Nerv eingeklemmt und jede Muskelfaser verspannt haben, die sich nur irgendwie verspannen ließ. Ich glaube, hätte ich nicht noch immer das Rauschen der Wellen und die Flasche Rotwein im Kopf gehabt, ich hätte die Nacht nicht überstanden.

In Lissabon angekommen, konnten wir endlich aus unserem Gefängnis ausbrechen. Zumindest hofften wir, dass wir in Lissabon waren, denn am Bahnhof stand nichts davon. Kein Schild, kein Name, keine Informationen jeglicher Art und, was noch schlimmer war, anscheinend auch kein Klo. Oh, es gab Pläne! Überall! Und darauf waren wunderschöne Grundrisse zu sehen. Nur in die Gebäude war nichts eingetragen. Nun finde ich es schon schlimm genug, in einem Land zu sein, in dessen Sprache ich nicht einmal einen einzigen Satz zustande bringe, aber so ohne jede Orientierung meinem Schicksal überlassen zu werden, machte mich hilflos. Und hilflos macht mich wütend. Mit diesem Gefühl war ich nicht alleine. Wie kopflose Hühner irrten Backpacker aus aller Welt durch die gespenstischen Betonhallen Lissabons und suchten verzweifelt nach einem Anhaltspunkt. Meinen Beobachtungen nach sind die meisten Backpacker um die 20, weiblich, haben Dreadlocks und einen Nasenring. Außerdem kommen sie grundsätzlich aus Süddeutschland, was erklären könnte, warum uns Ausländer immer als Bayern und nie als Friesen darstellen. Ansonsten holten mich meine Vorurteile gegenüber dem Süden wieder ein: Dreckige Städte mit unzuverlässigen öffentlichen Verkehrsmitteln, alle sind am Schreien und meisten schreien sie Beleidigungen. Wenn man Glück hat, behandeln sie einen nur unfreundlich. Wie der Polizist zum Beispiel, der auf Kathis Frage, ob er zufällig des Englischen oder Deutschen mächtig wäre, im besten Deutsch antwortete, dass er gerne Deutsch spreche, aber nicht mit uns, denn wir seien jetzt in Portugal und da spreche man eben portugiesisch. Dann erklärte er ihr den Weg zu unserem Bus auf portugiesisch. Was konnten wir denn dafür, dass er mit zu vielen Pfunden auf zu wenig Zentimetern Körperlänge zu kämpfen hatte? Irgendwie schafften wir es dennoch, den 750er zum Campingplatz zu nehmen, der uns einmal quer durch die Slums Lissabons führte. Lissabon kämpft seit den 80er Jahren mit einem starken Bevölkerungsrückgang. Gerade junge Menschen und Mittelständler verlassen die Stadt. Während ich im Bus saß und meine Umgebung betrachte, konnte ich es ihnen nicht verübeln.

Am Campingplatz das gleiche Spiel wie immer: Mundwinkel nach unten,

bloß keinen Augenkontakt und hoffen, dass diese dreckigen Ausländer schnell verschwinden. Dafür war der Campingplatz an sich ziemlich in Ordnung. Er hatte sogar einen Swimmingpool und eine Wäscherei, der wir auch gleich alles Unzerstörbare anvertrauten, bevor wir uns aufmachten, etwas Veganes aufzutreiben.

Der Süden hasst Fußgänger. Wir rannten über Straßen, kämpften uns auf Trampelpfaden durchs Dickicht und liefen eine Zeit lang an einer Autobahn entlang, nur, um dann durch die Tiefgarage in einen Supermarkt zu gelangen. Unglücklicherweise kamen wir dabei am Paradies für Camper, dem Mekka der InterRailer, dem Garten Eden der Outdoor-Freaks vorbei: Decathlon! Das französische Unternehmen verkauft inzwischen in 14 Ländern seine günstigen Sportartikel und uns war klar, dass uns diese Begegnung ein Vermögen kosten würde und dass wir bittere Tränen des Bedauerns weinen würden, da sie alles, was wir uns vor dem Urlaub teuer gekauft hatten, viel, viel billiger haben würden und dass wir daher alles noch einmal kaufen müssten – und noch mehr –, um den Verlust sozusagen wieder auszugleichen. Sonst hätten diese französischen Preiskampfterroristen gewonnen! Dem war dann auch so. Schwer beladen mit mehreren Tüten voller Outdoor-Klamotten, einer nicht minder schweren Kreditkartenrechnung und der Scham, unseren Kindern wohl nie eine vernünftige Ausbildung zukommen lassen zu können, liefen wir zum Supermarkt. Dessen Sicherheitsvorkehrungen erwiesen sich als rigorosere als die an der portugiesischen Grenze. Unsere nagelneuen Tüten wurden verschweißt und unser Rucksack weggeschlossen. Der Security-Kerl sah uns an, als wollte er gleich noch eine Untersuchung sämtlicher Körperöffnungen anordnen. Nur um sicherzugehen. Davon ließ er dann aber doch ab und gewährte uns Eintritt in ein wahres Einkaufseldorado, wo es alles gab, was das Herz begehrte. Vorausgesetzt, das Herz begehrte nicht ausgerechnet Wasser mit Kohlensäure. Denn das gab es nicht. Zu extravagant. Kathi war zu dem Zeitpunkt bedauerlicherweise immer noch der Meinung, dass nur Wasser mit Kohlensäure in der Lage sei, ihren Durst zu stillen und machte das Gesicht eines Verdurstenden, der festgestellt hatte, dass die Oase ausgetrocknet war. Ich rechnete fest mit Tränen. Doch

wahrscheinlich wollte sie nicht noch mehr kostbare Flüssigkeit verlieren. Um ihre Stimmung aufzuhellen, überließ ich es ihr, einen besseren Rückweg zum Campingplatz zu suchen. Was dazu führte, dass wir schreiend über eine mehrspurige Autobahn rannten, angefeuert von hupenden Portugiesen.

Der Portugiese als solcher hält nicht gern für Fußgänger. Er weicht ihnen auch nicht aus. Er hupt. Was in mir die Frage aufkommen ließ – in einem kurzen Moment zwischen zwei eher langweiligen Szenen aus meinem Leben, welches gerade an mir vorüber zog – was wohl passieren würde, wenn man einem Portugiesen die Oranienstraße in Berlin-Kreuzberg lang fahren ließe, einem Ort, wo Fußgänger und Radfahrer eine ähnliche Mentalität haben.

Nach diesem gewaltigen und gewalttätigen Umweg kamen wir überraschend lebendig am staubigsten aller Campingplätze an. Unsere Wäsche kam gerade dampfend aus der Maschine. Unsere neuen Klamotten wuschen wir lieber per Hand. Kuschel-Synthetik und Kochwäsche vertragen sich nicht besonders und niemand trägt gerne einen Klumpen Plastik als Pullover. Dann blockierten wir die Treppen zu den Waschräumen (sowie im späteren Verlauf des Abends auch deren Abflüsse) und versuchten, gegen Wind und Staub anzukochen. Vorher mussten wir uns jedoch eine neue Gaskartusche besorgen, denn unsere lag anscheinend noch bei Decathlon. Zu unserer Freude schien es aber auf diesem Platz Tradition zu sein, seine nicht mehr benötigten Reiseutensilien einfach in eine Box mit der Aufschrift „For Free“ zu packen, so dass wir nicht nur kostenlos an etwas Gas, sondern auch noch an Sonnenmilch kamen. Vielleicht könnten wir diese hier in Portugal endlich mal gebrauchen.

## 22. August 2008: Lissabon

Der frühe Vogel fängt den Wurm. Das ist ziemlich eklig. Dennoch standen wir frühmorgens bereits an der Bushaltestelle und warteten auf die Slum-Seeing-Tour durch die Vororte Lissabons mit dem 768er und frönten ungehemmt unserer Antipathie für alles, was südlicher als Kassel liegt. Zusammen mit all den anderen Touristen kamen wir am Kloster „Mosteiro dos Jerónimos“ an. Und was machen Touristen an einem heiligen Ort? Natürlich Fotos mit Blitzlicht! Vorzugsweise von ihren fetten Gattinnen, die gerade ihre wurstigen Finger auf dem Hintern einer Heiligenstatue haben oder so tun, als würden sie Baby-Jesus die Brust geben. Meiner Meinung nach sollte ein großer, grober Mönch mit einem Rohrstock umhergehen und jedem Touristen, der es an Takt und Achtung mangeln ließ, das Vater Unser einprägen. Auf Alt-Hebräisch! Dabei habe ich nicht einmal viel für Religion übrig. Von außen war das durch eine Fassade aus Kalkstein weiß strahlende Kloster äußerst beeindruckend. Allerdings veranlassten uns das Gedränge und die saftigen Eintrittspreise dazu, schleunigst das Weite zu suchen.

Für Stunden liefen wir entlang des Hafens. Vorbei an der „Ponte de 25 Abril“, einer 32 Kilometer langen Hängebrücke, die der Golden Gate Bridge von San Francisco erstaunlich ähnlich sieht – überraschenderweise wurden beide von der gleichen Firma gebaut... Vorbei an der Cristo Rei-Statue (die wiederum aussieht wie die Jesus-Statue auf dem Zuckerhut in Rio de Janeiro). Vorbei an Rasensprengern, die aussahen wie alle anderen Rasensprenger und auch den gleichen Zweck erfüllten: Alles und jeden in ihrer Umgebung nass zu machen. Schließlich liefen wir durch einen Teil Lissabons, der gänzlich unberührt von Touristen und sauberen Trinkwassers war, bis wir an der „Basilica de Estrela“ ankamen. Inzwischen waren wir jedoch so weit weg von all den anderen Touristen, dass wir die einzigen waren, welche die Einheimischen beim Gottesdienst störten. Das wollten wir natürlich um Gottes Willen nicht und zogen umgehend leise die Tür hinter uns zu. Diese noble Geste der Pietät machten wir anschließend sofort zunichte, als wir bei der Suche nach einer Toilette durch die Abteilung für Beerdigungen latschten.

Wir brauchten ein wenig, um das zu begreifen, obwohl die Särge ein ziemlich eindeutiger Hinweis waren. Aber erst als sich ein kleiner Herr uns mit einem Schild in den Weg stellte, auf dem in mehreren Sprachen geschrieben stand: „Sie latschten soeben in eine Beerdigung, Sie ungehobelter Tourist, Sie!“, bemerkten wir unseren Fehler und suchten beschämt den Ausgang.

Gegenüber der Basílica befand sich ein schöner Park mit exotischen Vögeln, Bäumen und Geräuschen aus der Damentoilette. Letztere hatten ihren Ursprung in einer älteren Frau, deren Tochter besorgt vor dem Häuschen auf und ab ging, und klangen nach einem schweren, unwilligen Geschäft, welches sie aber tapfer zum Abschluss bringen wollte.

Ziellos liefen wir weiter, am Parlament vorbei, vor dem zwei Männer, lässig auf ihre Gewehre gestützt, ins Nichts starrten. Vier weitere starrten von den Türmen auf uns, ihre Gewehre im Anschlag. Letztere waren beeindruckender und ließen jeden Drang, hier spontan ein Sprengstoffattentat zu verüben, im Keim ersticken.

Nach gut 1 Stunden im Internetcafé, in dem wir neue, wegwerffähige Pläne erstellt hatten, liefen wir zum großen Platz am Hafen, dessen Name ich mir nicht gemerkt habe und den ich auch im Nachhinein nicht herausuchen werde, da er mich komplett unterwältigte. Inzwischen war es nun aber auch schon später Nachmittag und wir hatten großen Hunger, doch noch immer kein Glück bei der veganen Nahrungsbeschaffung. Daher landeten wir bei einer nicht empfehlenswerten Kombination aus Maisbrot mit Erdnussbutter, Ketchup und Senf.

Der Designer der vergleichsweise jungen Metro von Lissabon bewies nicht nur Geschmack, sondern auch einen Sinn für Action und Aufregung, als er die Notbremse in Farbe und Aussehen an die Haltegriffe anpasste. Am Bahnhof, den ich als „Zoo de la Jambo“ in Erinnerung habe, was meiner Meinung übersetzt so etwas bedeutet wie „Zoo des Schinkens“ und den es laut Internet nicht gibt, erfuhren wir, dass unser Plan, mit dem Zug an die Westküste Portugals zu fahren, nicht funktionieren würde, wenn wir nicht unsere eigenen Schienen mitbrächten,



denn bis jetzt gab es dort keine. Genau genommen war die komplette Süd-West-Küste Lissabons eine schienenfreie Zone. Dafür bot man uns an, am nächsten Tag für vier Euro pro Person den Zug nach Lagos zu nehmen. Zwar wollten wir die nächste Reiseentscheidung in Ruhe überdenken, um nicht wieder irgendwo zu stranden, wo es sehr teuer werden würde, wieder herauszukommen, aber wir uns auch einig, dass wir so schnell wie möglich aus Lissabon raus wollten. Eine Stadt, in der man zwei Mal bezahlen musste, wenn man einen Bus wechselt, war keine Stadt nach unserem Geschmack. Als wir dann noch sahen, dass die Küste bitterkalt sein sollte und wir auch keine Preisauskunft von den Busunternehmen kriegen würden, einigten wir uns darauf, Lagos am nächsten Tag eine Chance zu geben. Wenigstens für Kathi hatte der Tag ein Happy End: Sie fand ein Geschäft, in dem sie Wasser „con gás“ kaufen konnte.

## 23. August 2008: Lissabon→Lagos

Auch wenn wir beim Abbauen und Einpacken inzwischen eine gewisse Routine hatten, konnte man doch nicht von Gewohnheit sprechen. Am meisten hasste ich das Rucksackpacken, besonders, wenn Lebensmittel mit ins Spiel kamen. Wie zwei Schildkröten – eine dank Bauchtausch im siebten Monat schwanger – warteten wir auf den 750er, der uns direkt zum Bahnhof bringen sollte. Was er auch tat. Aber er ließ sich dafür sehr viel Zeit. Und so standen wir vielleicht eine gute Stunde später vor einer genervten Ticketverkäuferin, die uns sagte, unser Zug fahre in acht Minuten vom übernächsten Gleis und wir bräuchten noch eine Reservierung, aber – und ihre Stimme trug nur einen zarten Hauch von Zweifel – das könnten wir noch schaffen. Acht Euro und acht Minuten später saßen wir im Zug nach Tunes und wurden von der Klimaanlage schockgefrostet.

Kathi hatte sich bei der ersten Bewegung des Zuges sofort auf die Suche nach einer Toilette gemacht und kam nun mit panischen, leicht gelblichen Augen zum Platz zurück. Sie hatte in vier Waggons ihr Glück versucht, doch alle Türen waren verriegelt. Nicht besetzt. Von außen abgeschlossen. Ein Soziologe hätte bestimmt seine helle Freude an dieser einzigartigen Situation gehabt (natürlich nur, falls er nicht auch dringend ein Geschäft zu verrichten hätte): 400 Menschen, denen allmählich bewusst wurde, dass sie sich die nächsten vier Stunden in einer rasenden Konserve befanden, ohne die Möglichkeit, ihre Blase zu entleeren. Unbezahlbar. Wir überlegten schon, welches unserer Trinkgefäße sich wohl am besten als Not-Toilette eignen würde, doch vorher wollte ich noch mal mein Glück versuchen. Ich erwischte einen alten Mann im Bordrestaurant der mir erklärte, dass nach dem nächsten Halt jemand die Toiletten aufschließen würde. Ich erklärte ihm daraufhin, dass es noch vor dem nächsten Halt eventuell einen Ansturm auf seine Saftflaschen mit extra großer Öffnung geben könnte. Zum Glück wurden die Türen dann doch schneller geöffnet als gedacht und im Zug breitete sich eine Woge der Erleichterung aus.

Jugendliche sind Arschlöcher. Überall. Manchmal sind sie extra meh-

rere tausend Kilometer weit gereist, um dann im Ausland eben jene Arschlöcher zu sein. So auch in Lagos. Dort saß eine Frau am Schalter des winzigen Bahnhofs, mit dem Gesicht eines Menschen, der täglichen die unmöglichsten Fragen im verstümmelten Englisch gestellt bekommt und regelmäßig – sollten diese nicht umgehend und zufriedenstellend beantwortet werden – angeschrien wird. Diese Aufgabe hatten gerade zwei junge, deutsche Zicken übernommen. Eine merkwürdige Spezies von InterRailern: Jung, blond, tussig, mit Handtasche und Backpack. Braungebrannt und unausstehlich. Ich dachte immer, für diese Zielgruppe sei der All Inclusive Ibiza-Urlaub erfunden worden. Wir versuchten, den Ruf deutscher Urlauber zu retten, indem wir extra freundlich zu der armen Frau am Schalter waren, doch wir konnten ihr kein Lächeln mehr entlocken. Immerhin sagte sie uns, wie wir zum nächsten Campingplatz kommen konnten. Anscheinend lag dieser nicht in Lagos, sondern bei Luz, einer kleinen Gemeinde, die wohl hauptsächlich vom Tourismus lebt und 2007 traurige Berühmtheit erlangte, als dort das britische Mädchen Madeleine McCann verschwand. Auf dem Internetauftritt wirbt Luz mit dem Spruch „still a fair bit quieter and more peaceful than most of the other resorts on the Algarve“, was sich meiner Meinung nach gut übersetzen lässt in „nicht ganz so überlaufen und scheußlich wie der Rest dieses Touristenauffangbeckens“. Doch noch waren wir nicht da. Da kein Zug fuhr, mussten wir mal wieder Bustickets kaufen. Dann mussten wir auf den Bus warten. An der Bushaltestelle, die in der sengenden Hitze gerade mal drei Zentimeter Schatten bot. Wir hatten an diesem Tag schon genügend Klimazonen durchlebt – natürliche wie künstliche – und diese behagte uns ganz und gar nicht. Gekocht im eigenen Saft, vermissten wir sogar die arktischen Temperaturen im Zug. Zum Glück kam etwas Ablenkung in Form eines entweder geistig behinderten oder aber einfach nur arschlöchigen Jugendlichen. Dieser war ungefähr 20 Jahre alt, trug eine Sonnenbrille und dazu passend einen Sturzhelm. Kein Skateboard, kein BMX, nur einen Sturzhelm. Macht daraus, was ihr wollt. Er bat mich um den Spuckerest in meiner 7Up und erzählte uns dann ungefragt und mit toderner Miene, er sei ein offenes Buch mit unendlich vielen Seiten, die noch immer geschrieben würden. Deshalb

wüsste er auch die Antwort auf jede Frage. Wir sollten es mal probieren, forderte er uns auf und begab sich in griechische Denkerpose. Da er keine Anstalten machte zu verschwinden, fragte ich ihn, wann unser Bus käme. Er dachte nach. Lang und gründlich. Dann, mit erhellter Miene, schaute er mich an und sagte: „Geh zur Info und frag da mal nach!“. Ich erklärte ihm, ich sei schwer beeindruckt, hätte aber gerade keine weiteren Fragen mehr, mit denen ich seinen überragenden Intellekt behelligen wollte. Er ging, sichtlich zufrieden mit sich und der Welt. Das konnte man über uns leider nicht sagen.

Wenigstens kam der Bus und kutscherte uns eine Stunde lang durch die Gegend. Eine erstaunliche Leistung für die gerade mal 3 Kilometer Luftlinie zwischen Lagos und Luz, welcher eigentlich nur ein Vorort von Lagos ist. Unterwegs kamen wir an einem Campingplatz vorbei, doch das konnte nicht unserer sein, denn unserer sollte am Wasser liegen. Das wurde uns versprochen. Nun, der Ausdruck „am Wasser gelegen“ ist Auslegungssache, denn als wir einige Zeit später den Busfahrer fragten, wann wir den endlich zu unserem Campingplatz kämen, erklärte der uns, dass dieser staubige Platz weit weg vom Wasser genau der Platz sei, den man uns genannt hatte. Er bot uns aber freundlicher Weise an, uns ohne erneute Bezahlung in 20 Minuten wieder einzusammeln, wenn er den Weg wieder zurück fuhr. Wir waren ekstatisch.

Nach dem üblichen Zeltaufbauen und Essenkochen kam noch der inzwischen fast ebenso übliche Hausfriedensbruch, weil wir unbedingt wissen wollten, was da wohl hinter den Hügeln und dem Zaun so ist. Nun, Disteln, Schnecken und ein großer Mann mit noch größerem Hund ohne Leine, der sabbernd auf uns zu lief. Wir beendeten unsere kriminellen Aktivitäten und suchten das Loch im Zaun. Was man wissen sollte, wenn man an der Südwestküste Portugals ist: Sobald die Sonne weg ist, wird es bitterkalt. So kalt, dass die Füße sofort taub werden, sollten sie das Meer auch nur berühren. Davon mal abgesehen war es recht hübsch. In die vom Wasser glatt geschliffenen Felsen hatte Paare ihre Namen und das Jahr ihres Besuches/Koitus am Strand eingeritzt. Einige reichten zurück bis in die 80er Jahre. Ich suchte nach den Namen meiner Eltern, fand sie aber nicht.

Die Hauptsaison war vorbei, die Bars und Diskotheken leer, der Strand einsam. Auf dem, was zu besseren Zeiten wohl der Hauptplatz gewesen war, amüsierten sich sechs Barkeeper mit einer völlig übersteuerten Karaokeanlage aus Ermangelung von Gästen gegenseitig. Gegenüber baute ein Alleinunterhalter mit seinen Gehilfen ein Keyboard und dazu riesige Boxen – einem Geschützturm gleichend – auf. Wäre es nicht so kalt gewesen, hätten wir uns noch gerne das Ende dieses ungleichen Kampfes um Ruhm, Ampere und Dezibel angesehen, aber es ging einfach nicht. In unserem Zelt konnten wir aber noch der unheiligen Allianz aus 90er Bumm-Bumm und Ballermann-Schlager lauschen.

## 24. August 2008: Lagos

Langeweile ist ein Sonntag in Lagos. Zwar befanden wir uns in einer Stadt, deren Geschichte sich bis in das vierte Jahrhundert vor Christi zurückverfolgen ließ, welche aber in den letzten Jahrzehnten ihren Fokus klar auf den Tourismus gelegt hat (was immerhin die bessere Alternative zum Sklavenhandel ist, für den Lagos auch berühmt gewesen ist und der erst 1820 abgeschafft wurde). Allerdings war Nebensaison und wir hatten davon nicht viel. Das Wasser war ruhig und kalt, die Geschäfte hatten zu und der Bus, der uns zum westlichsten Punkt Europas bringen sollte, fuhr auch nicht. Zumindest nicht die ganze Strecke. Das reichte uns aber schon, denn wir hätten alles getan, nur um nicht im eiskalten Wasser plantschen zu müssen. Also fuhren wir nach Sagres, in der Hoffnung, von dort irgendwie zu diesem magischen Punkt zu kommen, von dem meine Eltern so begeistert gewesen waren.

Sagres erwies sich als noch kleiner und noch toter als Luz. Es hatte sogar weniger Einwohner, was schwer vorstellbar ist, denn sämtliche Einwohner von Luz passten in die Damenwäscheabteilung eines Berliner Kaufhauses. Dafür war Sagres ein wenig freundlicher. Das Touristenbüro hatte sonntags natürlich geschlossen, aber immerhin gab es Klippen zu bestaunen. Klippen, die uns völlig unbeeindruckt ließen. Vielleicht hatten wir uns zu viel versprochen. Meine Eltern hatten mir oft von den schönen Klippen am westlichsten Punkt Portugals erzählt. Allerdings haben sie mir auch erzählt, dass sie fast drei Tage mit einem eigentlich nicht mehr fahrtüchtigen VW-Bus durchgefahren sind und dabei mehrfach beinahe sich und die gerade entstehende junge Familie umgebracht hätten. Vielleicht waren sie damals einfach nur so dankbar, noch immer am Leben zu sein, dass es gereicht hat, um diesen Ort als eindrucksvoll zu erleben. Wir hingegen waren schlicht und einfach gelangweilt. In diesem Moment reinster Apathie parkte vor unseren Augen ein breiter Kerl seinen Jeep und ging in ein Café. Auf seinem Auto stand in großen Buchstaben „Surf School“. Er müsste doch wissen, wo wir verdammt noch mal Wellen finden könnten. Wellen, auf denen wir wie in Hendaye reiten konnten. Vorausgesetzt wir würden

irgendwo Bodyboards und Neoprenanzüge finden. Mit Heizung, wenn möglich. Also fragte ich ihn. Etwas überrascht von meiner direkten Art drehte er voll auf. „Springt ins Auto! Ich zeige euch was!“. Unsere Großstadtinstitute meldeten „harmloser Irrer“, aber selbst, wenn sie „gefährlicher Massenmörder“ gebrüllt hätten, alles wäre besser gewesen, als weiterhin Klippen anzustarren. Wir schwangen uns ins Auto und warteten gespannt, was jetzt wohl passieren würde. Doch schon kurze Zeit später merkten wir, dass unser neuer Führer es auch nicht so genau wusste. So kam es dann, dass wir uns auf einmal in seiner Wohnung befanden, zusammen mit einer deutschen Surflehrerin, die auch keinen Ahnung hatte, was wir dort zu suchen hatten. Unser sichtlich verwirrter neuer Freund drückte uns ein Buch in die Hand, welches wohl die Bibel der Surfer sein sollte und von einem deutschen Freund von ihm verfasst worden war. Wir nickten höflich und heuchelten Interesse. Dann versuchten wir, auf den eigentlichen Grund unseres Kennenlernen zurückzukommen. Wellen? Wo gibt es hier Wellen? Da wurde er auf einmal sehr ernst. Dies sei der kälteste Sommer seit Jahren in dieser Gegend. Das Wasser wäre um gute acht Grad kälter als normalerweise. Die einzig brauchbaren Wellen gäbe es zur Zeit an der Nord-West-Küste Frankreichs, von wo wir ja kamen. In ganz Portugal hingegen sei tote Hose. Wenn wir jedoch im Oktober wieder kämen, ja dann würde der Golfstrom wieder warmes Wasser bringen. Solange reichte unser Urlaub aber nicht mehr. Er brachte uns zurück in die tote Stadt, wo wir zum Strand wanderten. Zum Frust-Fressen und Planen. Wenigstens die Klippen könnten wir hier noch mitnehmen. Wir kraxelten an einem steilen Abhang entlang zur „Fortaleza de Sagres“, einem Fort aus dem 15. Jahrhundert, mit einer kleinen Kapelle und einem mysteriösen Steinkreis, der wohl die drei Euro Eintritt rechtfertigen sollte. Ein paar leichtsinnige Angler saßen auf den äußerst schmalen, aber tiefen Klippen und sorgten so für ein wenig Gerechtigkeit im ungleichen Kampf Mann gegen Fisch.

Zurück in Lagos, versuchten wir, einen besseren Weg zu finden, Portugal zu verlassen, als den ganzen Weg über Lissabon und Madrid nach Barcelona zu fahren – ein 24-Stunden-Zugfahrt-Marathon, den

wir nicht gewillt waren, auf uns zu nehmen. Das Problem war jedoch, dass es in Portugal anscheinend nur ein einziges Paar Gleise gab: Von Norden nach Süden und wieder zurück. Weder Richtung Westen, sprich Küste, noch Richtung Osten, sprich Spanien, waren im Fahrplan vorgesehen. Am Bahnhof gabelten wir noch ein deutsch-/österreichisches Paar auf, dem wir den Weg zum Campingplatz für den Preis von zwei Flaschen Rotwein erklärten. Die Nacht kam, wir hatten noch immer keinen Plan und Kathi fühlte sich krank. Wenigstens waren wir leicht angetrunken!



## Spanien

### 25. August 2008: Lagos→Sevilla→Madrid

Fuck Portugal! Das war die Losung dieses Morgens. Die Aussicht auf einen weiteren Tag Sonne, Strand und Ruhe versetzte uns in tiefe Depression. Wir mussten so schnell es ging aus diesem Land heraus. Wenn es sein musste, mit einem 20 Euro-Ticket für den Bus nach Sevilla, der nächstbesten Stadt in Spanien. Von dort aus sollte es dann mit dem Zug nach Madrid weitergehen.

Ich kann gar nicht oft genug sagen, was ich von Jugendlichen halte. Dieses Mal war es eine Gruppe Amerikaner, welche die Arschlochliga im Bus anführten. Kerle oben ohne, ihre bulligen Körper in die Sitze gezwängt, mit einem Gesichtsausdruck, der verriet, dass sie zwar keine Ahnung hatten, wo sie sich befanden, es sie aber auch nicht im geringsten interessierte. Irgendein Land in Europa halt. Wahrscheinlich Kanada. Die Mädchen quäkten unentwegt in unerträglich aufgesetzten Kleinkindstimmen, die sie bestimmt für niedlich hielten, die aber in keinem Zusammenhang mit Aussehen und Körperfülle standen. Alle aßen Chips. Die ganze Zeit. Hinter uns die spanische Vertretung, bestehend aus zwei endlos schnatternden Hühnchen. Neben uns ein verhinderter Schlagzeuger mit iPod, hyperaktiven Händen und Dingen, die Geräusche produzierten, wenn man drauf haute. Kein Klo, nur eine Pause in der Mitte der fünfstündigen Fahrt. Sechs, wenn man die Zeitumstellung berücksichtigt.

In Sevilla angekommen, erwarteten uns bereits 42C, was Kathi dazu veranlasste, erst einmal alle Viere von sich zu strecken. Während sie sich im Schatten zu akklimatisieren versuchte, machte ich mich auf die Suche nach einem Bus zum Bahnhof. Dabei trafen zwei ungünstige Umstände aufeinander: Die Unfähigkeit der Sevillaner, ihren öffentli-

chen Nahverkehr zu beschriften und meine Unfähigkeit, Spanisch zu sprechen. Ich bin mit Spaniern aufgewachsen, habe die Sprache mit der Muttermilch aufgenommen, sie sogar noch einmal in der neunten Klasse aufgefrischt. Alles für die Katz, denn so sehr ich mich auch bemühte, ich habe es nie geschafft, das „R“ zu rollen. Das war mir so peinlich, dass ich mich nie getraut habe, Spanisch zu sprechen und so werde ich trotz bester Voraussetzungen wohl nie über „Yo me llamo Daniel“ hinauskommen, und das auch nur, weil in dem Satz kein „R“ vorkommt. Ich versuchte mein Glück daher weiterhin mit Englisch, doch in dieser viertgrößten Stadt Spaniens, die vom Tourismus lebte, am Busbahnhof voller Touristen, gab es nicht einen Sevillaner, der Englisch sprach. Uns blieb nichts anderes übrig, als Richtung Innenstadt zu laufen und dort erneut unser Glück zu versuchen.

Unsere Beine waren nicht mehr an das Gewicht unserer Rucksäcke gewöhnt und 42C sind ziemlich viel, wenn man den Genpool mit „Meister Proper“ und „Hägar dem Schrecklichen“ teilt. Unsere Körper waren Durchlauferhitzer, in die wir unentwegt Flüssigkeit einfüllten und sofort wieder ausschwitzten. Trotzdem bemerkten wir, wenn wir unsere mit Schweiß gefüllten Augen kurz öffnen konnten, dass Sevilla ein wirklich hübsche Stadt – mit einem wirklich ernsthaften Problem im öffentlichen Nahverkehr – ist. Selbst der einzig englischsprachige Sevillaner, den ich aus einer Buchhandlung auf die Straße gezerzt hatte, um uns den Weg zu erklären, schüttelte nur traurig den Kopf und meinte, wir sollten lieber die restlichen 20 Minuten zum Bahnhof laufen, als zu versuchen, hier einen Bus zu finden. Also schleppten wir uns durch enge Gassen, vorbei an Gothic-Läden (mit deutschen Namen wie „Nebelzeit“) und Kneipen und kamen gerade noch rechtzeitig zu Kathis endgültigem Kreislaufzusammenbruch am Bahnhof an.

Das war unser erster Kontakt mit der spanischen Eisenbahn und ich muss sagen, wir waren nicht vorbereitet. Der einzige englischsprachige Bahngestellter erklärte uns, wir kämen jetzt um halb sieben hier nicht mehr weg, schon gar nicht bis nach Barcelona. Höchstens noch nach Madrid, wo wir ohnehin umsteigen müssten. Allerdings würde uns jede Fahrt 10,35 Euro kosten, wobei Umsteigen als neue Fahrt

zählt. Das bedeutete, eine Fahrt von Sevilla nach Barcelona mit einmal Umsteigen würde uns trotz InterRailticket noch immer über 40 Euro kosten. Außerdem kämen wir ja erst um halb eins in Madrid an, müssten also dort irgendwie die Nacht verbringen. Niedergeschmettert zog ich mich eine halbe Stunde zurück, um mal so richtig den Kopf hängen zu lassen. Dann versuchten wir, die Tickets zu kaufen. Aber das System war kompliziert, besonders, wenn man kein Wort Spanisch verstand. So kam es dann auch, dass wir von Schalter zu Schalter gejagt wurden, bis man uns erklärte, wir bräuchten eine Nummer, um unsere Tickets kaufen zu können. Wir zogen die Nummer 660. Aufgerufen wurde die 621. Ich zog mich wieder für eine Ewigkeit in mich zurück, nur diesmal ließ ich mir dabei den hängenden Kopf kraulen. Als wir endlich an der Reihe waren, hatten wir den festen Entschluss gefasst, jetzt an diesem Schalter bereits alle Tickets bis zu unserer Heimreise zu kaufen. Zum Glück war unser Ticketverkäufer sehr nett, wenn auch nicht besonders fachkundig, wie sich später herausstellte. Er buchte uns die Fahrten nach Barcelona und auch den Nachtzug von Barcelona zurück nach Madrid, von wo aus unser Flieger gehen sollte. Warum es einen Nachtzug für eine dreistündige Fahrt gab und warum wir diese buchen konnten, obwohl der Zug nur Waggons in der ersten Klasse hatte, wir aber ein InterRailticket für die zweite Klasse, kam uns zwar komisch vor, aber der Ticketverkäufer versicherte uns, es sei alles in bester Ordnung. Wir besorgten uns noch ein paar Chips und Nüsse für unseren Elektrolythaushalt und checkten dann in den Zug ein. Ja, „einchecken“. Wie in einem Flugzeug. Mit Gepäckröntgen und allem. Dabei wurde sogar unsere Gaskartusche konfisziert! Zu meinem Glück machten sie nicht noch eine Leibesvisitation, denn mein Taschenmesser wäre nach geltendem Recht ebenfalls dran gewesen.

Die AVE-Züge sind die besten, die wir bis dahin erleben durften. Das Hochgeschwindigkeitsnetz ist auch noch ziemlich neu. Die Strecke Madrid-Sevilla, die wir an diesen Abend fahren sollten, wurde erst 1992 in Betrieb genommen. Die Strecke Madrid-Barcelona 2002. Vor 1992 brauchte man für 574 Kilometer von Madrid nach Sevilla knapp sechs Stunden. Heute nur noch zwei Stunden und 15 Minuten. Uns

wären die sechs Stunden lieber gewesen, denn in den bequemen Zügen hätten wir gut die Nacht verbringen können. Verdammte, wir haben in Hotels mit weniger Komfort übernachtet als in diesen bequemen Sesseln mit Fernseher, Süßigkeiten und Strom. Und das war nur die zweite Klasse! In der ersten bekommt man bestimmt den Nacken massiert und einen Fruchtkorb spendiert. Ich sah mir einen furchtbar kitschigen (und damit auch furchtbar typischen) Film mit Robin Williams an. Der deutsche Titel war „Klang des Herzens“, was eigentlich schon alles sagt, was es über den Film zu sagen gibt. Dennoch waren es absolut hervorragende zwei Stunden und 15 Minuten.

In Madrid waren es laut der Anzeige im Zug noch immer 27°C. Zumindest würden wir in dieser Nacht im Freien nicht erfrieren. Aber vielleicht würde man uns erschlagen. Genauer gesagt, vielleicht würde uns die Polizei erschlagen. Denn kaum hatten wir uns irgendwo in der Nähe des Bahnhofs „Madrid Atocha“ ein ruhiges Plätzchen gesucht, schon wurden wir verjagt. Dabei spielten die Polizisten die Rolle eines Schäferhundes. Sie trieben die gestrandeten Backpacker aus allen Ecken des Bahnhofs zusammen und über eine imaginäre Grenze außerhalb ihres Befugnisbereichs. So kam es, dass wir neben all den anderen Aussätzigen auf den warmen Steinen lagen. Zwei unter ihresgleichen, in gewisser Weise sicher und geborgen, langsam in den Schlaf sinkend. Dann schalteten sie Rasensprenger an. Alle fünf Minuten prasselte nun ein seichter und ein wenig nach Dünger schmeckender Nieselregen auf den nicht mehr ganz so warmen und geborgenen Haufen nieder. Gerade genug, uns am Schlafen zu hindern, zu wenig, als dass wir die Kraft gefunden hätten, uns einen neuen Platz zu suchen. Das erledigte meine Blase. Am Atocha Bahnhof kann man nicht einfach so an einen Baum pinkeln. Dazu müsste man nämlich zunächst einen finden. Doch die einzigen Bäume standen hell erleuchtet und von Polizisten bewacht im angrenzenden „Parque Delicias“. Bis auf einen. Dort hatte ein Penner sein Nachtlager aufgeschlagen. Irgendwie fand ich dann doch eine Yucca-Palme, die kurze Zeit unbewacht war. Erleichtert spielte ich noch eine Runde Pokémon, bis die schwachen Batterien in meinem Gameboy meinen Spielstand fraßen und ich mich zu Kathi in den

Sprühregen legte, auf dass aus mir ein schöner, großer Baum würde.

## 26. August 2008: Madrid → Barcelona

Auf dem Bürgersteig einer fremden Stadt aufzuwachen ist nur halb so befremdlich, wie man meinen könnte. Alles eine Frage der Übung. Außerdem waren wir ja nicht alleine. Mit uns erwachte ein kleine Horde Backpack-Zombies aus ihren durchweichten Schlafsärgen. Allerdings fror ich jetzt erbärmlich, was ich auf Übermüdung und das regelmäßige Gießen durch die Rasensprenger schob. So richtig wach wurde ich auch erst wieder in Barcelona. Die Fahrt dorthin ist verschwommen und ich erinnere mich nur noch daran, dass ich blöd geträumt habe und immer wieder orientierungs- und identitätslos aufgeschreckt bin.

Als erstes ließen wir uns, wie immer den Weg, zum nächsten Campingplatz schildern. Wobei „nächste“ in diesem Fall nicht von „Nähe“ kommen konnte, denn selbst bei großzügigen Maßstäben sind 13 Kilometer außerhalb der Stadt nicht in der Nähe von irgendwas. Das bedeute leider auch, dass wir uns zwar zwei Tageskarten für die Metro und den Bus kauften, aber für jede Fahrt zum Campingplatz nachzahlen müssten, sofern wir diesen fanden. Uns begegnete der heilige Dreisatz einer jeden guten Odyssee: 1. Wir hatten ein Ziel, aber keine Ahnung, wo dieses Ziel lag. 2. Es gab keine Fahrpläne an den Haltestellen. 3. Weder die anwesenden Passanten noch die Fahrer sprachen etwas anderes als ihre Muttersprache, die wir wiederum nicht sprachen. Auf gut Glück und unter wilden Beschimpfungen, die ich als „Macht endlich die Tür frei ihr Scheißtourist!“ interpretierte, stiegen wir in einen der potentiell richtigen Busse ein und hielten die nächsten 40 Minuten ängstlich nach dem Anzeichen eines Campingplatzes Ausschau. So passierte es auch, dass ich bei eben jenem Anzeichen sofort den Haltewunsch-Knopf drückte, also kurz hinter der Haltestelle, weswegen wir ein wenig mehr laufen mussten, als eigentlich nötig gewesen wäre.

Der Campingplatz lag in der Einflugschneise des Flughafens und hatte einen fürchterlich stinkenden „Zier“-Tümpel, dafür aber gute Duschen und einen direkten Zugang zum Meer. Wir buchten gleich für zwei Tage und holten etwas Schlaf nach. Einige Stunden später, aber noch

nicht spät genug, um das zu rechtfertigen, stiegen wir über jugendliche Schnapsleichen, gegart im eigenen Saft, zum Strand. Mittelmeer eben. Badewannentemperatur, flach, nüchtlös, aber ganz nett. Einmal in den Sand setzen, tief durchatmen und 40 Minuten zurück in die Stadt fahren. Wie andere Menschen ihren ganzen Urlaub am Strand verbringen können, blieb mir weiterhin ein Rätsel.

Mein letzter Aufenthalt in Barcelona war gute 11 Jahre her, doch am Touristenprogramm hatte sich nicht viel geändert. Mit einer Karte vom Touristenbüro trotteten wir los. Die „La Rambla“ entlang, die ziemlich genauso war, wie ich sie in Erinnerung hatte. Ein übler Ort, wie der Ku'damm zu Weihnachten, nur viel wärmer. Die La Rambla – oft auch „Las Ramblas“ oder „Les Rambles“ genannt – ist traditionell in verschiedene Abschnitte unterteilt, in denen nur bestimmte Güter oder Dienstleistungen angeboten werden. Hauptsächlich Blumen, Fünf-Minuten-Porträts und Vögel. Zwei der drei Dinge konnte ich noch irgendwo nachvollziehen, das dritte wirkte etwas willkürlich. In einem Supermarkt besorgten wir uns Material für ein weiteres gigantisches Frustfressen. Als uns nach der Minzschokolade und den gerösteten, salzigen Maiskörnern so richtig schlecht war, liefen wir zu den berühmten Gebäuden von Antoni Gaudi. Diese betrachteten wir dann von außen, denn 16 Euro Eintritt pro Person für das Gaudi-Haus und noch mal jeweils zehn für die Sagrada Familia waren einfach nicht mehr in unserem Budget für Unverschämtheiten. Daher liefen wir zum „Park Güell“, entworfen von Gaudi und benannt nach dem Industriellen Eusebi Güell, der hier eine Menge Geld in den Sand gesetzt hatte. Eigentlich sollte hier anstelle eines Parks eine Gartenstadt mit 60 Villen entstehen. Verkauft wurden aber nur zwei Parzellen. Daher wurde der Park nie fertiggestellt und es wurden nur drei Häuser gebaut: Eins für Güell, eins für Gaudi und eins für einen befreundeten Architekten, dessen Name Wikipedia nicht nennt. Auch darüber, ob Güell darüber erfreut war, jeden Morgen aufzustehen und vom seinem Balkon aus über den Grund für seinen finanziellen Niedergang zu blicken, schweigt das Internet. Dafür war der Park kostenlos – für uns, nicht für Güell. Gaudis Gebäude erinnern mich immer an etwas, das auch von Walt Disney

hätte stammen können, entworfen in der Mitte eines schweren LSD-Rausches. Mit Zuckerwatte obendrauf. Ein paar Jugendliche spielten spanischen Folklore-Punk und brachten mich mit ihrem nicht vorhandenen Rhythmus-Gefühl in die Hölle für Schlagzeuger, woraufhin wir den Park verließen.

Nach einer Stunde ergebnisloser Suche im Internet nach Dingen, die einen in Barcelona nicht gleich ein ganzes Monatsgehalt kosteten, zogen wir uns frustriert auf unseren Campingplatz zurück. Dort hatten die Jugendlichen bereits die Losung „Tout le monde Tequila!“ ausgegeben und verkündeten singend, dass sie „want to go to the sea!“. Oh, wären sie doch nur. Statt dessen holten sie die Bongos raus und machten das, was Weißbrote immer machen, wenn sie nur genug gesoffen haben: Ihre afrikanischen Wurzeln erforschen.

An diesem Abend hatten Kathi und ich auch unseren ersten ernsthaften Beziehungstreit seit London, was im Nachhinein gar nicht so übel ist, wenn man 24 Stunden am Tag, meist in engen Bahnen, aufeinander hockt und zusammen im Dreck schläft. Trotzdem tat es weh.



## 27. August 2008: Barcelona

Wenn Barcelona uns nicht haben wollte, dann wollten wir es auch nicht! Wir schliefen uns erst einmal richtig aus, planschten in der Badewanne, die sie Meer nannten und führten den Streit vom Vortrag weiter. Damit hatten wir dann den Vormittag mehr schlecht als recht hinter uns gebracht. Zum Nachmittag nahmen wir den Bus Richtung Zentrum, stiegen aber bereits beim nächsten „Carrefour - Hypermarché“ wieder aus. Carrefour ist die größte Supermarktkette in Europa und weltweit die Nummer zwei (nach Wal-Mart). Sie wurde in Frankreich gegründet, woher auch der Zusatz „Hypermarché“ (der im Spanischen evtl. anders lautete, ich habe mir das nicht genau notiert). Als „Hypermarché“ bezeichnet man Supermärkte ab einer Größe von 2.000 bis hin zu 20.000 Quadratmetern und einem Sortiment, welches mehr an ein Einkaufszentrum erinnert als an einen Supermarkt. Das Carrefour selbst war eingebettet in etwas, das wir in Deutschland „Arkaden“ nennen würden. So gab es zum Beispiel auch einen Laden für Sexspielzeug, was mich in meiner Borniertheit sehr verwunderte, hielt ich Spanien doch für ein streng katholisches Land. Kurz, wir mussten nicht extra nach Barcelona fahren, um unser Geld auszugeben! Zum Beispiel für eine riesige Wassermelone, saftig und reif, die schrie „Iss mich, Daniel! Iss mich! Jetzt hier! Ohne Messer und ohne Manieren! Zeig den Spaniern, aus welchem Holz du geschnitzt bist!“. Also biss ich mich in bester Nagetiermanier durch die Schale. Der rote Saft lief mir die Mundwinkel hinunter, während ich mich langsam zum Melonenstammhirn durchfraß. Gestandene Männer übergaben sich in Mülleimer. Mütter hielten ihren Kindern die Augen zu. Einer der Securities fing an zu weinen. Es war kein schöner Anblick. Ziemlich klebrig und angewidert von mir selbst, stieg ich hinter Kathi in den Bus zurück zum Campingplatz. So viel zur Action an diesem Tag.

Zum Abendessen machten wir uns das schärfste Chili Sin Carne, welches je auf einen Campingkocher zubereitet wurde. Es streitet sich nicht gut mit schmerzenden Eingeweiden, aber wir taten es trotzdem. Den Rest des Abends verbrachte ich dann alleine am Strand, wo ich ei-

nem Angler beim Fische töten zusah und bei der Gelegenheit mein Veganergelübde erneuerte. Irgendwann holte ich dann doch Kathi dazu, weil der Streit albern war und wir uns nicht die letzten Tage ruinieren wollten. Trotzdem konnte ich sie nicht zum Baden überreden.

## 28. August 2008: Barcelona→Madrid

Zum letzten Mal packten wir unser Zelt ein. Ein merkwürdiges, wehmütiges, aber auch erleichtertes Gefühl. Da der Platz so überlaufen war und wir uns ziemlich sicher waren, dass die Rezeption keinen Überblick darüber hatte, wer auf ihrem Platz überhaupt noch das Bleiberecht hatte, checkten wir früh aus, ließen die Sachen an unserem Platz und gingen zum Strand. Das Mittelmeer hatte nach zwei Tagen ziemlich viel von seiner ursprünglichen Faszination verloren, die ohnehin eher überschaubar gewesen war, und so blickten wir jetzt nur noch mit Verachtung auf die lauwarmer Brühe herab. Unsere stinkende Campingdecke entsorgten wir. Alles, was wir nicht mehr gebrauchen konnten, aber für andere Camper noch von Nutzen sein konnte, legten wir sorgfältig in eine Ecke, zusammen mit einem Schild, auf dem „For Free“ stand. Das Ganze wurde wenig später vor unseren Augen von den Müllmännern in einen Sack gestopft. Irgendwie fanden wir das passend. In dem Reiseführer unserer deutschen Nachbarn gab es eine Sektion, in der die Top Five der umsonstesten Orte Barcelonas aufgeführt waren. Die waren zwar nicht wirklich kostenlos, aber immer noch besser als „Verkaufe Deine Niere, dann reden wir weiter“-teuer. Außerdem hatten wir nichts zu verlieren und Zeit totzuschlagen.

Wir begannen mit dem CaixaForum, einem Museum in einer ehemaligen Textilfabrik, in der eine der bedeutendsten Sammlungen zeitgenössischer Kunst Europas ausgestellt wurde. Diese befand sich auf einem Hügel, zu dem man nur über gefühlte zehntausend Treppenstufen gelangte. Das Ganze mit unserem gesamten Hausrat auf dem Rücken. . . Als wir völlig abgekämpft vor den Türen des Forums standen, erfuhren wir, dass lediglich der Besuch des Gebäudes umsonst war, nicht jedoch die Ausstellungen. Doch der junge Mann am Schalter bemerkte das nervöse Zucken in meinem Auge und erkannte sofort, dass es sich bei uns nur um Studenten handeln konnte, weswegen wir für die Hälfte des Eintrittspreises hineingelassen wurden. (Das waren immer noch sechs Euro pro Person!)

Es fand gerade eine Ausstellung über drei Pioniere der Modernen

Kunst statt: Man Ray, Francis Picabia und Marcel Duchamp. Es ist an dieser Stelle unmöglich, einen Einblick über das Schaffen und die Bedeutung dieser drei befreundeten Künstler zu bieten, aber es war eine wirklich interessante Ausstellung. Mein Lieblingsausstellungsstück war ein von Duchamp unter dem Pseudonym „R. Mutt“ signiertes Pissoirbecken mit dem Titel „Fountain“. Als Kontrastprogramm gaben wir uns dann noch eine Sammlung Gemälde aus dem Mittelalter, die hauptsächlich Jesus am Kreuz, Andreas am Kreuz, Folter, Blut, Demut, Folter, Qual und, ach ja, Blut und Folter zeigten. Ich fing an, mich zu den Fotografien von Schneebesen zurückzusehen. Zum Abschluss schauten wir uns noch ein paar Werke von Picasso an, den ich immer noch nicht verstehe und auch nicht besonders beeindruckend finde. Wir verprassten unser letztes Geld für zwei Espressi, gerieten in ein Festbankett, störten eine Hochzeit und machten uns auf zum Bahnhof.

Dort angekommen, wollte ich mich nur schnell erkundigen, warum der Nachtzug nach Madrid neun Stunden braucht, wenn wir doch drei Tage zuvor nur drei Stunden gefahren sind. Die Antwort lautete – und ich bin mir ziemlich sicher, dass ich das hier sehr originalgetreu übersetzt habe– „Das kann dir so was von scheißegal sein, Kleiner! Denn das ist ein Zug erster Klasse und du bist kein Erste-Klasse-Passagier!“. Wütend verkündete ich Kathi die frohe Botschaft. Das durfte einfach nicht wahr sein. Wir hatten die Tickets persönlich in Sevilla, unter Vorlage unseres InterRailtickets zweiter Klasse, gekauft. Dort wurde uns versichert, dass alles in Ordnung gehen würde. Wir hätten ein gültiges Ticket und eine gültige Reservierung. Dies erzählten wir der Frau an der Information. Die ging damit zum dem Bahnangestellten von vor zehn Minuten. Dieser zeigte uns den Mittelfinger. Uns wurde angeboten, wir könnten jeweils 26 Euro Zuschlag zahlen. Dann wären wir berechtigt, mit dem Nachtzug zu fahren. Ansonsten: siehe Mittelfinger. Das sahen wir so was von nicht ein. Für 50 Euro bekämen wir bereits ein günstiges Hotelzimmer. Also setzten wir unser bestes Pokerface auf und gingen mit unserer besten Selbstverständlichkeit durch die Kontrollen an den Gleisen. Damit hatten wir die erste Hürde ge-

nommen. Wir mussten nur noch durch die Kontrolle im Zug selber. Aber was sollten sie uns denn schon großartig tun? Sie könnten uns eine heftige Gebühr berechnen. Uns mitten in der Nacht im dunkelsten Nichts aussetzen. Uns den vollen Preis im Zug berechnen. Uns in den Knast sperren und uns zeigen, wie man mit süßen, jungen, deutschen Schwarzfahrern im spanischen Knast verfährt. Wir einigten uns, dass wir nicht weiter darüber nachdenken wollten. Außerdem war der Zug so unsagbar schäbig, dass er in keiner Weise die Bezeichnung „erste Klasse“ verdiente. Die Sitze waren alt, ungemütlich und stanken nach abgestandenen Zigarettenrauch. Die Armlehnen ließen sich nicht hoch klappen, man konnte sich nicht ausstrecken, das Klo war eklig und es gab keinen Strom. Wir würden nicht einen Cent mehr für diese Fahrt bezahlen. Klopfenden Herzens erwarteten wir den Schaf-richter/Schaffner.

„Die Tickets, bitte.“ Wir gaben ihm die Tickets „Sind das InterRail-Tickets?“. Die Stunde der Wahrheit war gekommen. Ich war und bin mir noch immer sicher, er hatte gesehen, dass unsere Tickets nicht gültig waren. Er hielt sie lange in der Hand und runzelte die Stirn. Dann – mit einem kleinen Seufzer – gab er uns die Tickets zurück und ging weiter. Das war’s! Daniel und Kathi gegen das System: 1:0. Der Endorphinrausch ließ uns fast vergessen, dass wir noch immer im Höhlenexpress waren. Die Konstruktion und das Alter der Sitze machten das Einschlafen unmöglich. Egal wie man sich legte, irgendein Körperteil war immer von der Blutzufuhr abgeschnitten und wurde taub. Es war unglaublich stickig. Die Beleuchtung blieb an. Auf voller Leistung. Es sei denn, es gab einen kurzen Knall, wie beim Rausfliegen einer großen Sicherung. Dann wurde alles für ein paar Minuten schwarz. Das passierte einige Male. Außerdem hatten wir Hunger, denn wir hatten aus Protest gegen die spanische Bahn nichts mehr am Bahnhof kaufen wollen. Jetzt mussten wir das im Zug nachholen. Nicht besonders weit-sichtig, aber wer ist das schon, wenn er wütend ist? Ich erstand eine lächerlich winzige Portion Chips zu einem Preis, der mir sagte, dass Chips Gold als Wertanlage abgelöst hatten. Am schlimmsten waren aber unsere Mitreisenden. Da hatten wir links den üblichen Dauerte-

lefonierer mit arabischem Klingelton und Tastentönen, damit er auch beim SMS-Tippen allen so richtig auf den Sack gehen konnte. Hinter uns ein Kind, das seinen Unmut über die derzeitige Situation kundtat, indem es ununterbrochen gegen unsere Sitze trat. Daneben schnarchte seine adipöse Mutter. Vor uns zwei kleine Mädchen, die dachten, dies sei eine große Pyjamaparty und nicht ein einziges Mal die Klappe hielten. Eine Frau mit Zahnlücke und einem Blick, der Milch zu Quark werden ließ, die ihr Baby stillend mit entblößten Brüsten durch den Gang lief. Willkommen im „Expresso de Inferno“!

## 29. August 2008: Barcelona→Madrid

Übermüdet und mit Verspannungen ausgestattet, die wir für den Rest unseres Lebens mit uns herumtragen würden, kamen wir in Madrid an. Unser Frühstück bestand aus unseren geliebten Churros und extra brutalen Espresso. Dann legten wir uns vor die Touristeninfo, die noch immer geschlossen hatte, schlafen. Als mir bewusst wurde, dass wir vorerst nicht mehr in einen Zug einsteigen mussten, sprang ich auf und tanzte zur Erheiterung aller den „Ich muss nicht mehr mit euren blöden Zügen fahren“-Tanz. Davon existiert ein Video, was ich unter Verschluss halten werde.

Mit Stadtplan, Tagedticket und Wegbeschreibung zu unserem Hotel machten wir uns auf den Weg zu selbigen. Wir wurden mit der gleichen Freundlichkeit begrüßt, mit der man zahlende Kakerlaken empfangen würde. Wir hatten bei HRS den Mindestpreis bezahlt und bekamen dementsprechend auch den Mindestrespekt, doch das kümmerte uns nicht im geringsten. Wir waren in einem Hotel! Das reichte. Im Fahrstuhl stand, er sei für vier Personen gemacht. Es mussten vier sehr schlanke Personen ohne Gepäck sein, denn wir passten nur mit sehr viel Drücken, Schieben und Quetschen hinein und selbst dann noch klebten wir mit unseren Gesichtern an der Spiegelwand. Das Hotel hatte vier Sterne und wir eine Badewanne. Niemand sieht deine Freudenstränen unter einer heißen Dusche. Wir entweichten das Bett, aßen eine Packung Ramen Nudeln und krochen widerwillig zurück in die Mittagshitze.

Dort spürten wir dann deutlich, dass wir eigentlich nicht mehr in der Verfassung waren, etwas anderes zu tun, als in einer kühlen Ecke zu liegen und zu schlafen. Doch dieser Urlaub war fast vorbei und wir wollten verdammt sein, wenn wir jetzt schlapp machten. Es ist schwer, sich die Hitze vorzustellen, die an diesem Tag herrschte. Sie kam nicht nur von oben von der Sonne. Sie kam von unten von den Steinen, der Wind trug sie mit sich und selbst die Schatten versuchten, sie festzuhalten. Als Gegenmaßnahme aßen wir einen Liter Eis der Marke „Valsoia“ mit frischen Erdbeeren aus dem Supermarkt und vertrieben

so die Übelkeit durch Hunger mit der Übelkeit durch Zuckerschok. Ein guter Tausch, wie wir fanden. Im Hotelzimmer hatten wir ein Magazin gefunden, in dem von einem kleinen Vergnügungspark im Park „Casa de Campo“ die Rede war. Den wollten wir finden.

Der Reiseführer war ein wenig vage in seiner Wegbeschreibung. Das hatte zur Folge, dass wir eine gute Stunde durch ein Wohngebiet nicht idealer Lage und Nachbarschaft im tiefsten Nirgendwo liefen. Ohne Schatten, ohne Plan und – wie immer – ohne Toilette. Ich befürchte, dass führte dazu, dass ich mich im Vorgarten einer Grundschule erleichterte. Dann erst fanden wir den Casa de Campo, einen durch die Hitze völlig ausgetrockneten Park, in dem man besser keine Zigarette fallen lassen sollte. Der Casa de Campo ist der größte Park Madrids, in dem sich nicht nur der Vergnügungspark befinden sollte, sondern auch ein Zoo, Teile eines Messegeländes und verschiedene Sportanlagen. In der Ferne hörten wir Menschen schreien. Von Nahem sahen wir, dass die meisten großen Fahrgeschäfte stillstanden und dass man uns wohl 30 Euro für vier Attraktionen abknüpfen wollte. Sicher waren wir uns aber nicht, denn das Preismodell schien so ausgelegt zu sein, dass man für eine bestimmte Anzahl an Attraktionen zahlte, für die man sich bereits am Eingang entschied. Wir waren aber ohnehin nicht gewillt, für irgendwas 30 Euro auszugeben und folgten lieber den Schildern zur nächsten Metro. Dabei kamen wir an drei schwarzen Frauen vorbei, die direkt neben dem Eingang auf dem Parkplatz des Vergnügungsparks standen. Im Vorbeigehen wunderte ich mich noch über die Menge an Make-Up im Gesicht der Frauen und warum der einen ihr Rock nicht über den Hintern reichte. Wir wollten nur noch schnell eine kurze Pause einlegen und ein paar Nüsse essen und setzten uns daher in den Schatten des Parkplatzes. Da bemerkten wir erst den Wohnwagen mit offener Tür und laufendem Kompressor und den Mercedes mit getönten Scheiben davor. Außerdem schienen wir die Frauen zu verwirren. Im Mercedes sahen wir, dass eine weitere Frau auf der Beifahrerseite Platz genommen hatte. Kurz nachdem wir uns hingesetzt hatten, fuhr der Mercedes ein paar Meter nach links, so dass wir nicht mehr durch die Fenster schauen konnten. In Ordnung, das hier war also ein Stra-



ßenstrich direkt neben dem Vergnügungspark. Wie reizend! Und wir versauten gerade irgendeinem Typen seine Nummer im Auto. Bevor es dem Freier zu blöd werden konnte, suchten wir schleunigst das Weite. Das Weite war gesäumt von weiteren schwarzen Frauen in zu kurzen Klamotten und schrillum Make-Up. Auf einer Bank saßen zwei davon und lasen einen Text, während eine von ihnen von einem sehr weißen, sehr alten Knacker mit viel zu großen Boxershorts befummelt wurde. Immer wieder fuhren Autos auf uns zu, um dann ganz langsam an uns vorbei zu fahren. Okay, das hier war Bizarro-Land und wir mussten ganz schnell über die Landesgrenze.

Mit überraschend heiler Haut an der Metro angekommen und ein wenig beleidigt über die ausgebliebenen Angebote, legten wir die Oper „Teatro Real“ als neues Ziel fest. Die Hitze machte uns fertig. Ständig mussten wir anhalten und in den Schatten gehen. Dazu kam noch, dass wir den logischen und kürzesten Weg durch den „Plaza de Oriente“ nicht gehen konnten, denn dieser wurde von Männern mit komischen schwarzen Plastikhüten bewacht. Dafür latschten wir in der „Cathedral de la Almueda“ über für meinen Geschmack etwas zu frische Gräber, die in den Kirchenfußboden eingelassen waren. Dann vorbei an etlichen „Plaza de . . .“ und hübschen Gebäuden, die uns nicht weiter interessierten, bis zur Oper. Hunger macht aus Menschen wenn nicht gleich Tiere, dann doch zumindest miserable Kunstkritiker. Daher erinnere ich mich nicht mehr an die Oper, dafür aber an den dreckigen Döner-Laden, indem wir miese Mikrowellen-Falafel aßen, die wir in Berlin nicht mal eines Blickes gewürdigt hätten. Ich erinnere mich auch noch, wie Kathi ihre schweineteuren Pommes geistesabwesend in Mayonnaise tauchte, weil sie dachte, es wäre Senf. Dann drehten wir eine Runde über den „Puerta del Sol“, dem wohl meistbesuchten Platz Madrids. Hier befinden sich die Null-Kilometersteine der sechs Hauptnationalstraßen Spaniens, dutzende Bars, Souvenirshops und kein Buchladen. Es war ein Touristenplatz wie jeder andere auch und wir hatten davon genug gehabt. Es ging zurück ins Hotel, zu zweit in die Badewanne, bevor Kathi sofort bei Bettkontakt in einen felsenfesten Schlaf fiel und mich mit MTVs „From Gs to Gents“ und „Celebrity Rehab“ zurückließ.

### 30. August 2008: Madrid→Berlin

Nachts um vier halb aufgewacht und meine Schuhe gesucht, um zum Klo zu latschen. Dann fiel mir wieder ein, wo ich war. Ich schwang mich aus dem Bett und trat direkt auf eine Gürtelschnalle. Wie zu Hause. Das Spiel wiederholte sich von sieben bis neun, während Kathi den Schlaf der gerechten, übermüdeten, und erschöpften Backpacker schlief. Nachdem wir noch einmal Bett und Bad verwüstet hatten, um das meiste aus unseren lächerlichen Preis zu machen, quetschten wir uns wieder in den Fahrstuhl. Diesmal verkeilte ich mich mit unserem Zelt in der Fahrstuhltür, so dass Kathi mich raus schubsen musste. Von außen war das bestimmt ein lustiges Bild. Der Portier lachte nicht, aber er erklärte uns den Weg zum „Museo Tifológico“, einem Museum für Blinde, in denen viele bekannte Gebäude als Modelle zum Ertasten ausgestellt waren. So stand es in unserem Magazin. Wie immer ohne Ortsangabe oder Öffnungszeiten. Gerade Letzteres hätte uns eine Warnung sein müssen. So kam es, wie es kommen musste: Wir machten eine lange Odyssee durch Gebiete gänzlich unberührt von Touristen und standen schließlich vor verschlossenen Türen, weil darum.

Zurück durch die Stadt, natürlich mit dem Schienenersatzverkehr, zum botanischen Garten „Real Jardín Botánico“. Dieser hatte selbstverständlich keinen Abstellplatz für unsere Rucksäcke, dafür wehte mir aber unser letztes Geld beim Bezahlen vom Tisch. Ein kurzer Kassensurz offenbarte: Wir hatten noch 18 Euro für bis nach Hause. Wenigstens war der Eintritt in den botanischen Garten mit zwei Euro ausnahmsweise erschwinglich, wenn auch wenig beeindruckend. Doch es war ruhig, es gab genügend Schatten, zwei total niedliche Katzenbabys und wir wollten unsere Rucksäcke nicht einen Meter weiter schlepen. Wir suchten uns ein schönes Plätzchen und dösten abwechselnd auf dem Schoß des anderen.

Das angrenzende Museum „Museo del Prado“ sollte ab 18 Uhr freien Eintritt haben, bis dahin mussten wir hier noch ausharren. Kathi zeigte mir ein Kartenspiel aus ihrer Kindheit, mit dem man voraussagen konnte, wer meine Traumfrau war. Ich bekam Susi von „Susi und

Strolch“. Hätte schlimmer sein können. Arielle die Meerjungfrau, zum Beispiel. Bis dahin war ich nur milde amüsiert. Dann aber legte sie weitere Karten, sagte mir, Susi und ich bekämen sieben, wahrscheinlich ziemlich hässliche, Kinder und sie würde mir vier Mal fremd gehen. Die Karten konnten mir sogar vorhersagen, wie unsere Hochzeit laufen würde. Damit vertrieben sich junge Mädchen also die Zeit. Kein Wunder, dass sie mir als kleiner Junge so viel Angst gemacht haben.

Nachdem wir mit unseren Rucksäcken einmal um das Museum hetzten, bis wir endlich einen Eingang gefunden hatten, an dem sie uns mit unseren Monstern auf dem Rücken hineinließen, durchschritten wir das gesamte Museum innerhalb einer Stunde. Es gibt halt nur so und so viele Jesusbilder und Könige in Rüstungen, die man ertragen kann und unser Limit war schnell erreicht. Außerdem wurde Kathi langsam unausstehlich vor Hunger. Wir hatten noch zwei Flyer eines vegetarischen Restaurants in der Nähe, mit einem Gutschein über zwei Freigetranke. Dort wollten wir unser Glück versuchen. Da wir anscheinend keine Flyer lesen konnten, saßen wir eine Stunde vor verschlossenen Türen, bis endlich die Speisekarte ausgehängt wurde. Zu teuer für zu wenig. Kathi brach mir fast die Nase, als sie sich frustriert und schwungvoll den Rucksack aufsetzte. Mies gelaunt und hungrig zogen wir durch die brechend vollen Straßen um den Puerta del Sol auf der Suche nach etwas anderem als Tapas. Schließlich landeten wir bei „Maoz“, einer rein vegetarischen Falafelkette aus Amsterdam mit wirklich guten Falafeln und gaben alles aus bis auf 3,50 Euro. Dann traten wir den letzten Weg dieser Reise an: Wir fuhren zum Flughafen.

Unsere Melancholie des Abschieds konnte sich nicht voll entfalten, denn uns gegenüber saßen zwei Jugendliche (siehe Anhang, Punkt 1), eingedieselt mit etwas, was ich als „Eau de Nutté“ bezeichnen würde, schlecht gekleidet, schlecht gepierct, viel zu stark geschminkt und das Handy mit grauenhafter Popmusik auf voller Lautstärke. Dazu die typischen Teenager-Fressen mit Mundwinkeln unterhalb des Kinns und Eltern zu Hause, die sich fragen, was sie bei der Erziehung nur falsch gemacht hatten.

Am Flughafen kuschelte sich Kathi in ihren Schlafsack und schlief auf

die eine Art, die ich nur von ihr kenne: Mit halbgeöffneten Augen. Ich gab die letzten zwei Euro für einen Multifrucht-Drink aus dem Automaten aus, der sich als Multifrucht-Milch-Drink herausstellte. Ich drückte ihn der nächstbesten jugendlichen Schlägerbande in die Hand, die zu meiner Verblüffung im perfekten Englisch fragten, ob ich eine Laktoseintoleranz hätte. Dann bedankten sie sich höflich und meine Welt (inklusive aller Vorurteile) geriet ins Wanken. Da ich nicht um viertel nach sieben wach werden wollte, um unserem Flieger beim Abheben zuzusehen, entschied ich mich, wach zu bleiben und Pokémon zu spielen. Das führte gegen drei Uhr morgens dazu, dass ich weiße Spinnen in meinem Schlafsack sah. Der Durst wurde immer schlimmer. Aus dem Wasserhahn konnten wir nicht trinken, denn das Wasser war viel zu stark gechlort. Einen Trinkwasserbrunnen gab es nicht. Wir kratzten die letzten Cent zusammen und kauften uns einen halben Liter Sprudel am Automaten, in der Hoffnung, nach dem Check-In irgendwo mit Visa-Karte etwas zu trinken kaufen zu können. Dem war leider nicht so, denn der Duty-Free-Shop verkaufte nur Schnaps und alle anderen Läden akzeptierten keine Visa-Karte, schon gar nicht für zwei Euro. Als Entschädigung bekamen wir aber zwei Grundschulklassen, die laut schreiend über die Laufbänder im Wartebereich rannten – also dort, wo wir uns zum Verdursten zurückgezogen hatten.

Ich leide unter Flugangst. Es ist nicht schlimm, aber es kann schlimm werden, z.B. wenn ich auf dem Weg zum Flugzeug an einem Aufruf für die Totenmesse zum Gedenken an die letzte Woche verstorbenen Touristen vorbeikomme. Das beunruhigt mich. Wider jeder Erwartung verlief der Flug aber völlig ruhig und auch Kathi verstarb nicht, weil sie kurz vor Abflug dann doch noch das Chlorwasser aus dem Wasserhahn getrunken hatte. Selbst unser Gepäck blieb komplett erhalten. Und so fehlt mir jetzt eine passende Katastrophe, um diese Geschichte zu beenden. Nun, wir mussten in Berlin als Erstes nach Spandau, um unser Auto zu holen. Ich schätze, das zählt irgendwie auch als Katastrophe.

# Anhang

## Goldene InterRail-Regeln

1. Jugendliche sind Arschlöcher. Überall.
2. Niemals nach 17 Uhr in eine Stadt kommen, wenn man nicht weiß, wo man die Nacht verbringen soll. Es sei denn man steht auf Übernachtungen auf Bahnhöfen und Bänken im Park.
3. Erdnüsse und Energydrinks zählen als Grundnahrungsmittel
4. In Frankreich fahren alle Züge in den Süden über Toulouse. Es ist völlig ausgeschlossen, im Sommer ein Zugticket nach Toulouse zu bekommen. Viel Glück.
5. Vor der Reise ist es empfehlenswert, einen Yoga-Kurs zu besuchen. Sonst hat man große Probleme, in den unbequemen Sitzen im Zug Schlaf zu finden.
6. Je heißer das Land, desto härter die Klimaanlage, desto dicker der passende Pulli im Zug.
7. Ein Land kann auch ohne Schienennetz ein InterRail-Ticket anbieten.
8. Wenn Du nicht die Öffnungszeiten einer Sehenswürdigkeit kennst, ist sie heute geschlossen.

## Danksagung

Besonderer Dank gilt meiner Mutter, welche bestimmt eine Niere verkaufen musste, um ihren Sohn diesen Trip zu finanzieren. Und meiner Korrektorin Dana, die mir ein „zutiefst pathologisches Verhältnis zum Komma“ bescheinigte und die einen großartigen Blog namens „Ze Zurrealism Itzself“ hat, den ihr unter <http://sophiamandelbaum.de/> finden könnt.